

UnAufgefordert

Die Studentenzeitung der Humboldt-Universität
Juli 1996

8. Jahrgang

Tragt Helme

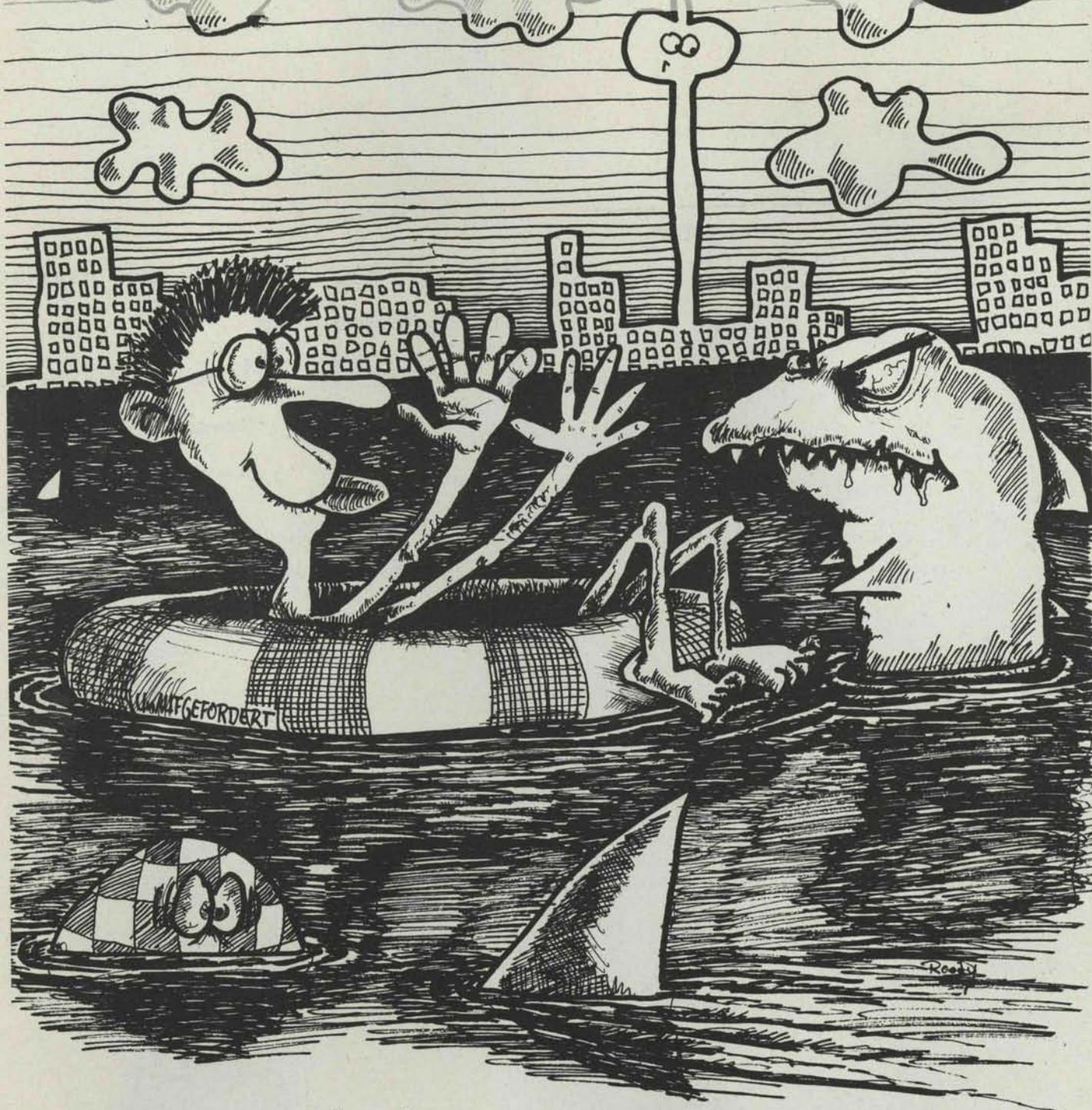


Mit einem **öffentlichen Aktzeichnen** demonstrierten Studenten der HUB gegen die Sparbeschlüsse des Berliner Senats **(S. 21)**

Rettengring

der inoffizielle Studienführer
der Humboldt-Universität zu Berlin

6



Achtung!
Den allerneuesten
Rettengring gibt's ab
1. September überall
zu kaufen!

Nicht
nur für **Nicht**
schwimmer

Editorial

Willkommen zur UnAuf-Sommernummer.

Ist es tatsächlich so, daß zwei nackte Menschen auf der Titelseite noch mehr zum Konsumieren unserer Zeitung verleiten als das ewig graue Bild unserer Uni?

Obwohl dem Streik der Kunstgeschichtsstudenten zwar ein Artikel in der UnAuf gewidmet wird, hat er nichts mit dem Titelthema zu tun. Daher ist das Foto möglicherweise irreführend. Außer vielleicht, daß man sich nackt wohl eher etwas zuzieht als angezogen. Schließlich ist das Studieren an der Humboldt-Universität gefährlich. Wie gesagt: Tragt Helme!

Wie riskant Studieren in den nächsten vier Jahren wird, fragten wir den neuen Präsidenten der HUB, Hans Meyer. Für ihn wären Studiengebühren denkbar – für Euch sind sie demnächst vielleicht kein Problem mehr: Beim nächtlichen Schlußredaktionspausenspaziergang durch die Uni fanden wir nämlich einen Zettel, auf dem Euch Peter aus Passau 500,- DM Belohnung bietet, wenn Ihr ihm einen Studienplatz im 4. Fachsemester Jura an der HUB besorgt...

Die nächste UnAufgefordert erscheint erst im Oktober. Damit Euch die Zeit bis dahin nicht allzu lang wird, hat diese hier 56 Seiten.

... der Sommer kommt.

Eure UnAuf.



Foto: Atze

UnAufgefordert

Die Studentenzeitung an der Berliner Humboldt Uni. Erstmals erschienen am 17. November 1989
Herausgeber: StudentInnenparlament der HUB

Redaktion:
Chefredakteurin: Franzisca Busse (mit-c)
verantwortlich für diese Nummer: Thomas Schmid (ts), Ulrike Stangner (rike),
Redaktion: Franziska Ahles (franziska), Beatrix Altmann (ix), Ingo Bach (ojoff), Stefan Beetz (Atze), Frank Dalichow (Al Wur), Sylvia Domes (HeLe), Christian Domnitz (cd), Gerhard Kienast (geck), Georg Linde (li), Antje Meinhold (rebus), Ulrich Miksch (ulli), Rüdiger Neick (roody), Benjamin Pichlmaier (godot), Jens Schley (jot), Wolf-Christian Ulrich (antrobust), Thomas Vogt (tv), Sylvia Wassermann (sw)

Satz: Atze
Titel: Atze
Verantwortlich für Anzeigen: cd
Kontakt: Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10099 Berlin
Hauptgebäude Raum 3022
Tel.: 2093 2288, Fax.: 2093 2754

Öffentliche Redaktionssitzungen dienstags um 19.00 Uhr im Raum 2095b.
Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 21. Juni 1996

Druck: FATA MORGANA Verlag
Brunnenstr. 181
10119 Berlin
gedruckt auf Recyclingpapier
Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder. Kürzel dürfen nur von Redaktionsmitgliedern verwendet werden. Für alle Fakten besteht das Recht auf Gegendarstellung in angemessenem Umfang.
Nachdruck nach vorheriger Nachfrage möglich. Wir bitten um Quellenangabe und Belegexemplar.
Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

verantwortlich für die Farbe der Zeitung ist der jeweilige Autor des Fortsetzungsromans

Nächste Ausgabe: UnAufGEFORDERT Nr. 78
erscheint im Oktober 1996,
Redaktionsschluß ist der 4. Oktober 1996.

UnAufgefordert

Inhalt

POLITIK



Njuhs	S. 4
Vier Jahre Marlis Dürkop: Ein Rückblick	S. 5
Interview mit Hans Meyer	S. 8
Prof. Dr. Rosemarie Will über Hans Meyer	S. 11
auslaufende Lehrverträge	S. 12
Wie verklage ich meine Uni? Gebührenboykott	S. 13
persönliche Streit statt Vergangenheitsbewältigung	S. 14
Stellungnahme zur Vergangenheitsbewältigung	S. 15
Buchrezension: Der Generationsbetrug.	S. 17
Habitat II	S. 18

STUDIEREN



Njuhs	S. 20
HUB-Kunstgeschichte streikte	S. 21
Virchorité – oder was ?	S. 22
Studieren in China	S. 24
Buchrezension: Abhängigkeit und Verstrickungen	S. 26

KULTUR



Ausstellungen:	
Josef Sudek in Prag	S. 27
Drei Fotografie-Ausstellungen in Hamburg	S. 28
Kunst und Macht im DHM	S. 29
Sandmann auf Reisen und Karikaturesommer	S. 30
Lovis Corinth Retrospektive in Berlin	S. 31
Theater:	
Kurzkritiken	S. 32
Samuel Becketts' Bruchstücke	S. 33
Tanz ist Erotik. Interview mit Jan Linkens	S. 34
Sonnenkönig – Eine Reise	S. 35
Film:	
Potsdamer Filmfestival	S. 36
Die neuesten Filme	S. 37
Werner – das muß kesseln!!!	S. 38
Musik:	
E.T.A Hoffmanns „Undine“	S. 39
Buchrezension: Rockmusik und Politik	S. 40

TITEL



Warum es gefährlich ist, an der HUB zu studieren	S. 41
--	-------

LEBEN



30 Jahre Star Trek	S. 48
Homosexuelle und der Papst in Berlin	S. 50

REST



HeLes Plaudertasche	S. 52
Fortsetzungsroman	S. 53
Kleinanzeigen	S. 54
Liebesbriefe	S. 55
Comic	S. 56



Anwesenheitslisten

Sehr geehrter Herr Professor Offe,

wenn sie schon Anwesenheitslisten führen müssen, dann lassen sie diese doch bitte nach Seminarende nicht im Seminarraum liegen. Erst recht dann nicht, wenn auf der Liste neben den Teilnehmernamen auch noch deren Telefonnummern stehen. Falls sie Ihre Liste abholen möchten, melden Sie sich bei uns.

Dr. h.c. Peter Radunski

Am 24. Juni 1996 wurde Berlins Wissenschaftssenator Peter Radunski symbolisch die Ehrendoktorwürde verliehen. „In Anbetracht dieser seiner besonderen Verdienste verleihen wir, die historischen Fachbereiche und Institute der Berliner Universitäten, Senator Peter Radunski heute die Ehrendoktorwürde für Spargeschichte.“ Das denkwürdige Ereignis, zu dem der Senator leider nicht persönlich erschien und so von einem Studenten vertreten werden mußte, fand vor dem Roten Rathaus statt.

Frau Prof. Dr. Marlis Dürkop

Nach ihrer nunmehr fast abgeschlossenen Präsidentschaft an der HUB wird uns Prof. Marlis Dürkop weiterhin begleiten. Es ist sicher, daß sie ab dem nächsten Semester einen Lehrstuhl im Kulturwissenschaftlichen Institut erhält. Vermutlich wird sie zunächst ein Freisemester nehmen, um sich auf ihre kommende Arbeit vorzubereiten und von den Anstrengungen einer Präsidentschaft erholen. Unklar ist noch, welche C4-Professur sie übernimmt. Sicherlich wird es im Bereich der Frauenforschung und der Gender Studies sein, möglicherweise in Zusammenarbeit mit Prof. Christina von Braun.

Der alte Kommentar zur aktuellen Situation

Es muß aufgeräumt werden mit der Legende, der Student führe ein ungebundenes, ganz auf seine Studien konzentriertes Dasein. Vielleicht war diese allgemein verbreitete Ansicht früher einmal zutreffend, jedenfalls kann man auch älteren Akademikern nur schwer klarmachen, wie sich das Leben eines Studenten im Jahre 1947 abspielt. Studentische Freiheit? Muße zur Konzentration auf wissenschaftliche Probleme? Das gibt es nicht mehr! Der heutige Student ist ein gehetztes Wesen, das versucht, die Forderungen des Tages, Beschaffung von Lebensunterhalt, Nahrung und Heizung, mit seinem Willen, etwas zu lernen, zu verbinden. Diese doppelte Aufgabe bedingt, daß er entweder seinem Studium nicht ganz gerecht werden kann oder Raubbau an seinen Kräften treiben muß.

Trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse wird an der Universität gearbeitet. Kaum einer, der nicht regelmäßig zu den Vorlesungen und Übungen erscheint, wenige, die nicht fleißig und verbissen sich die Grundlage ihrer Wissenschaft aneignen. Mag nur der Grund einfach der Wunsch sein, bald fertig zu werden, oder die Erkenntnis, wie viel in den letzten Jahren versäumt und vergessen worden ist, oder auch eine Flucht ins Lernen vor der Misere des Tages, auf jeden Fall bleibt etwas Positives: der Wille, sich nicht von den Schwierigkeiten besiegen zu lassen, sondern sein abgestecktes Ziel trotz aller Widerstände zu erreichen.

COLLOQUIUM, Juli 1947

SCHLEIFMASCHINEN VERLEIH

Leben auf Holz:

Farbdielen oder Parkett
selbst abschleifen und versiegeln
mit umweltfreundlichem Klarlack

HOLZSIEGEL

Mo-Fr 9-18, Sa 10-13 h

Prenzlauer Berg, Winsstraße 60

☎ 442 80 60

Neukölln, Emser Straße 103

☎ 625 11 59 (Nähe Hermannstr.)

Wedding, Brüsseler Str. 8

☎ 454 27 34

Fr'hain, S.-Dach-Str. 13

☎ 291 00 76



Am Lager: robuste Schleifmittel,
strapazierfähige Lacke, Öl & Wachs, Scheuerleisten...

UnAufgefordert

Jeder hatte so seine Erwartungen



Nach vier Jahren verläßt Marlis Dürkop das Präsidentenamt. Bleiben nur Enttäuschungen?

„Ach, ich fühle mich hier manchmal schon heimisch. Es ist natürlich anders. Ich fühle mich hier wohl und ich freue mich, wenn ich in dieses Gebäude komme.“

Marlis Dürkop im Interview mit UnAufgefördert, November 1992

Als Marlis Dürkop 1992 an die Humboldt-Universität kam, herrschte Aufbruchstimmung. Sie hatte ihren Konkurrenten Peter Glotz in der Wahl um das Präsidentenamt klar besiegt, und mit ihr verbanden sich viele Hoffnungen. Zu viele, könnte man heute aus der Rückschau sagen. Sie sollte die Erneuerung der Universität fortführen und erfolgreich beenden, dabei auf eine Zusammenführung von Ost und West achten und gleichzeitig der Universität wieder zu einem großen Namen verhelfen. Einen vierzehn-Stunden-Tag plante sie für die erste Zeit ein, wollte sich behutsam den großen Problemen der alten Ostuniversität nähern und in vielen Gesprächen mit den alten und neuen Universitätsangehörigen versuchen, die Besonderheit des Ortes zu begreifen und begreifbar zu machen, zwischen den verschiedenen Lagern zu vermitteln und so der Universität wieder ein Gesicht zu verleihen. Das war es, was man an ihr in den ersten zwei Jahren an der Universität so schätzte: Die vorhandene Gesprächsbereitschaft, die Bereitschaft, die Probleme anderer anzuerkennen und sich auf Situationen einzulassen. Und das Gefühl, einem Menschen gegenüber zu sitzen, der es sich nicht einfach macht mit seinen Entscheidungen.

Davon ist vier Jahre später nur wenig geblieben. In den letzten Wochen vor der Neuwahl des Präsidenten kam kaum noch einer an Marlis Dürkop heran, auch die nicht mehr, mit denen sie in den letzten vier Jahren immer wieder das Gespräch gesucht hatte. Und wenn man mit ihr das Gespräch suchte, war man im letzten Jahr enttäuscht über das Ergebnis. Da kamen Worthülsen und Phrasen, wenig konkretes und noch weniger Visionäres. Es schien so, als habe die Präsidentin jedes Interesse an ihrer Universität verloren. Ihre öffentlichen Auftritte wurden zunehmend lustloser, und wer beim 50. Geburtstag der Humboldt-Universität Ende Januar im Audimax genau hinsah, sah eine Präsidentin, die an ihrem Amt nur noch zu leiden schien.

Was ist schief gelaufen in den letzten vier Jahren, daß am Ende dieser ersten (und vorläufig letzten) Amtszeit einer Präsidentin an der Humboldt-Universität die Enttäuschungen zu überwiegen scheinen und der Zustand der Universität trauriger ist als vor vier Jahren?

Da sind zum einen die unsäglichen politischen Zwänge, in denen sich die Humboldt-Universität befand und die auch von der erfahrenen Hochschulpolitikerin Dürkop nicht aufgelöst werden konnten. Die Entlassung von Mitarbeitern mußte weiter fortgesetzt werden; 3.500 haben inzwischen die Universität verlassen müssen. 23 Studiengänge verlor die Universität in den letzten vier Jahren, zehn wurden fusioniert. Die vielen Struktur-

vorschläge und Reformanstrengungen, die die Universität trotz aller Lähmung in den letzten Jahren machte, wurden sämtlich von der Politik in einer arroganten Weise ignoriert, die wahrscheinlich nur in Berlin möglich ist. Demgegenüber standen immer höhere Sparauflagen für die noch nicht erneuerte Universität. Diese mußten von der Präsidentin umgesetzt werden, und das brachte sie in eine nahezu schizophrene Situation. Auf der einen Seite mußte sie die Erneuerung fortsetzen, auf der anderen Seite das Erreichte aber wieder einreißen. Dies mag zu einer Lähmung im Arbeitswillen geführt haben, der bald weit über das Präsidialamt hinaus in die Universität hineinstrahlte.

Zum anderen ist da aber die Universität selbst, die viel zu hohe Erwartungen in ihre Präsidentin setzte und oft nicht bereit war, ihr bei der Umsetzung dieser Aufgaben zu helfen. Die, die Marlis Dürkop in den letzten vier Jahren nahestanden, beschreiben diesen Druck, dem sie sich selbst oft aussetzte und den ihr niemand abnahm. Die Angst, etwas falsch zu machen oder zu versagen, schien von Anfang dagewesen zu sein. Man kann nur ahnen, was sich zwischen den Koryphäen deutscher Wissenschaft – frisch an die Humboldt-Uni berufen – und der Fachhochschulprofessorin Dürkop abgespielt hat, welche Art von Wertschätzung ihr oft entgegen gebracht wurde. Zumindest Vertreter der Senatsverwaltung für Wissenschaft haben gegenüber der UnAufgefördert in internen Gesprächen nie einen Hehl daraus gemacht, daß sie die Präsidentin allein schon wegen ihrer Herkunft für überfordert halten, zumal es ja eine Präsidentin ist.

Ob ein anderer ihren Job besser gelöst hätte, sei dahingestellt. In einem Punkt zumindest war aber diese Präsidentin für die Humboldt-Universität mit all ihren Gräben und Verwerfungen des Jahres 1992 auch wichtig. Mit der eingangs beschriebenen

Abschied

Zukunftsbilder

verschwanden hinter Arbeitsdruck und unangenehmen Aufgaben

Auszüge aus dem „Persönlichen Rechenschaftsbericht“ der Präsidentin

In den härtesten Zeiten des Umbaus wurde die Präsidentin wegen des Fehlens von Visionen kritisiert. Dieses Bedürfnis der Universitätsmitglieder ist verständlich, es ist zu bedauern, daß Zukunftsbilder hinter Arbeitsdruck und unangenehmen Aufgaben verschwunden waren. Die Erhaltung von Visionen ist in den vergangenen Jahren in der Tat eine Aufgabe für sich selbst gewesen.

Als unzureichend, wenn nicht gar beschämend, muß der Prozeß politischer Rehabilitation in der DDR von der Universität Ausgeschlossener bezeichnet werden. Zwar wurden bis zum Sommer 1995 von der Rehabilitationskommission der Humboldt-Universität 268 Rehabilitierungsanträge bearbeitet, es gelang aber der Universität trotz mehrerer Anläufe nicht, Stellen für die Wiedereingliederung von früheren Universitätsangehörigen unter erleichterten Voraussetzungen bereitzustellen oder sie entsprechend zu besetzen.

Die personelle Erneuerung der Humboldt-Universität fand in einem Spannungsfeld statt, bei dem auf der einen Seite zuviel und auf der anderen Seite zu wenig Abbau an Personal beklagt wurde. Die Vorgänge um die versäumten Kündigungen haben Ressentiments dramatisch ans Licht kommen lassen. Erstaunlich erscheint im nachhinein, daß nicht die Kündigung von mehr als 1.000 Menschen (davon die meisten mangels Bedarf ohne politische Belastung) der Skandal gewesen ist, sondern die Tatsache, daß 170 Menschen drei Monate später als vorgesehen in der Dauerarbeitslosigkeit entlassen wurden.



Foto: Fisahn

Gesprächsbereitschaft und einer hohen sozialen Kompetenz im Alltag der Gremien hat sie anfangs unnötige Kämpfe verhindern können und auch einiges zur Integration zwischen Ost und West beitragen können. Und es ist auch absolut glaubwürdig, wenn diese Präsidentin von sich sagt, jede einzelne Kündigung habe ihr weh getan.

Aufgelöst wurde dieser zaghafte Prozeß durch das katastrophale Verhalten der Universitätsleitung nach der Kündigung-affäre im Frühjahr 1994 (siehe UnAuf Nr. 55). Mit den damals peinliche Schuldabwälzungen seitens der Präsidentin auf den Kanzler und den damaligen Leiter der Personalabteilung wurde viel inneruniversitäres Porzellan zerschlagen und ein Mißtrauensverhältnis hergestellt, was die Zusammenarbeit in den folgenden zwei Jahren fast unmöglich machte. Wie zerrüttet das Arbeitsverhältnis beispielsweise zwischen Kanzler und Präsidentin war, zeigen die Berufungsverhandlungen mit neuen Professoren, die nie wie eigentlich üblich von beiden geführt wurden sondern fast ausschließlich vom Kanzler – ein unglaublicher und an Deutschlands Hochschulen einmaliger Vorgang. Seit dem Frühjahr 1994 litt auch der „öffentliche Ort“ Humboldt-Universität. Die Universität ist heute anonymer denn je, was weniger an den gestiegenen Studentenzahlen liegt, als an der Unfähigkeit der Präsidentin, in die Universität hinein zu wirken.

Nun, vielleicht blieb auch dazu keine Zeit mehr. Am Ende sah Marlis Dürkop angesichts der absurden Sparmaßnahmen und der auseinander driftenden und zunehmend lethargisch werdenden Universität keinen Handlungsspielraum mehr für eine vernünftige Leitungstätigkeit. Sie hat die undankbare Aufgabe übernommen, die Universität durch vier schwierige Jahre zu leiten und hat versucht, das Schlimmste von ihr abzuwenden. Dabei hat sie Fehler gemacht, einige waren unverzeihlich, andere verständlich. Aber wenn sie nun geht, sollte dies auch eine Warnung an die Universität selbst sein. In den neuen Präsidenten Meyer sind wieder riesige Erwartungen gesetzt worden. Er kann sie ebensowenig erfüllen wie Marlis Dürkop, wenn ihm keiner dabei hilft.

In einem taz-Interview sagte sie, gefragt nach der Kritik an ihrer Amtsführung: „Jeder hatte so seine Erwartungen. Man kann nicht alle erfüllen. Die Zwänge, denen man als Leitung ausgesetzt ist, werden ungeheuer unterschätzt.“

Marlis Dürkop wird der Universität erhalten bleiben, sie erhält eine Professorenstelle bei den Kulturwissenschaften. Es bleibt ihr zu wünschen, daß nach den vier anstrengenden Jahren noch etwas übriggeblieben ist von den Ideen und Visionen über eine Universität und daß diese nun mit mehr Ruhe und weniger Zwang von der Freiheit der Wissenschaft aus angegangen werden können.

jot

Eine unmögliche Aufgabe

Als einer der ersten neuberufenen Professoren kam der Erziehungswissenschaftler Heinz-Elmar Tenorth an die Humboldt-Universität. Er hat sich von Anfang an aktiv in die Geschehnisse der Universität eingemischt. UnAuf bat ihn um seine Einschätzung der Amtszeit von Marlis Dürkop:

„Die Wahl von Marlis Dürkop als Präsidentin war Indiz für die Schwäche der HU, souverän das Ende des Rektorats Fink zu verarbeiten und das Scheitern der 'Erneuerung von innen' einzugestehen. Das ergab dann eine nahezu unmögliche Aufgabe: eine Erblast abzuwickeln, eine Universität neu aufzubauen, zwischen Ost und West einen Weg der Kooperation zu finden, den Platz in der Stadt zu definieren.

Und das Ergebnis? Gescheitert? Wohl kaum – aber eine eigentümliche Ambivalenz ist unübersehbar: Die HU war auf dem Weg, in der Kontroverse zwischen Ost und West, zwischen Universitäten und politischem Senat, zwischen der Last der Tradition, dem Erbe aus zwei Diktaturen und dem Anspruch der Erneuerung einen eigenen Weg zu finden. Es bedurfte des finanziellen Offenbarungseides einer gescheiterten Stadtpolitik, um diesen Aufbau abrupt zu stoppen. Darauf hat die Hochschulleitung, statt wie nach 1992 mit eigenwillig-mutiger Politik, mit juristischen Argumenten und lauter Klage geantwortet. Das wurde ihre Schwäche; denn so wird sie allenfalls Recht behalten, aber nicht die Identität der HU wahren oder, wie es ihre Tradition eigentlich fordert, produktiv auf die neue Lage reagieren.

Peter Glotz, ihr einstiger Konkurrent, hat sich mit einer kühnen These über die Universität in den Ruhestand zurückgezogen – was hinterläßt die Präsidentin Dürkop? Die HUB ist zwar nicht „verrottet“, aber in der Gefahr, eine große Ambition in der Finanzkrise lethargisch zu verspielen, statt sie mutig für Strukturreformen zu nutzen.“

UnAuf **gefordert**

Haben wir richtig gewählt?



Nach Heinrich Fink und Marlis Dürkop nun Hans Meyer.

Das Konzil der Humboldt-Universität hat am 25.6.96 mit 45 Ja- und 11 Neinstimmen den dritten Präsidenten nach der Wende gewählt. Noch berühren Präsidentenwahlen das Schicksal der Universität direkt. Die Frage, ob Hans Meyer nun endlich der Präsident ist, den wir, den die HUB verdient bzw. braucht und der dieser Aufgabe gewachsen ist, wird nicht nur häufig, sondern auch beklommen gestellt. Unter den existierenden Kandidaten war er unbestritten der Beste. Die äußeren Gründe dafür sind schnell benannt. Meyer ist Verwaltungsrechtler; er ist u.a. im Parlaments-, Finanz- und Baurecht wissenschaftlich ausgewiesen. Er bringt also aus seiner akademischen Profession mit, was im Präsidialamt gebraucht wird: Umfassende Kenntnisse des Selbstverwaltungsrechts, genaue Vorstellungen von den rechtlich zulässigen Möglichkeiten der staatlichen Steuerung der Universitäten über das Finanz- und Haushaltsrecht und für die Planung der äußeren Gestalt der HUB einen präzisen Überblick über das Baurecht. Hinzu kommt, daß Meyer Umgestaltung und Neukonstituierung der HUB nach 1989 nicht nur kennt, sondern sie selbst mitgestaltet hat. Er hat von 1990 bis 1993 Gastvorlesungen im Fachbereich Rechtswissenschaft der HUB gehalten und war dort von 1991 bis 1993 Vorsitzender der Struktur- und Berufungskommission. Auch der Zeitpunkt der Wahl stimmt. Die Präsidentschaft wird seine akademische Laufbahn beenden, falls er danach keine politische Rolle anstrebt, ist er frei von den üblichen Karriereüberlegungen, er kann sich zum Abschluß seines Berufslebens in und mit der HUB ein Denkmal bauen. Daß er dies vorhat, ist seiner Vorfreude auf sein Amt abzulesen. Äußerlich stimmt also alles, stimmt auch sein Charakterprofil?

Meyer ist eine unverwechselbare Mischung von Gegensätzlichem.

Die Biographie von Meyer bezeugt einen gradlinigen wissenschaftlichen Berufsweg an der Universität. Seit dem zweiten juristischen Staatsexamen 1961 in Düsseldorf hat er ununterbrochen in der Universität, zunächst als Assistent bei E. Friesenhahn in Bonn, später dann in Bonn und Frankfurt/M. als Hochschullehrer gearbeitet. Er ist als Universitätslehrer und Wissenschaftler erfolgreich und allseits anerkannt. Dennoch halten ihn viele für eine verhinderte politische Begabung. Hinter dem brillanten Wissenschaftler wird ein genialer Gestalter vermutet. Diese Vermutung speist sich aus der Beobachtung stets vorhandener Gegensätzlichkeiten.

Er ist ein eleganter und vornehmer Herr, dem man aber auch zutraut, elegant und vornehm zu beißen. Er ist kein Spieler, aber er spielt gern. Er ist schnell, beweglich, wendig und kann abwarten. Meyer glaubt an die Vernunft, an die Möglichkeit Probleme, welcher Art auch immer, rationalisieren zu können. Wenn er spielt, ist der Spielspaß vor allem die intellektuelle Herausforderung, den Ablauf berechnen zu können. Natürlich weiß er, welche Irrationalität Politik und Leben zu bieten haben, aber dagegen denkt er unermüdlich an, um sie zu bekämpfen. Seine Politikbegabung ist also auch Politikunfähigkeit, weil sie unideologisch ist und deshalb zu keiner Partei wirklich paßt.

Die Beweglichkeit und Wendigkeit von Meyer hat immer wieder retardierende Momente, in denen er auf die richtige Gelegenheit zu warten scheint. Auch die Wahl zum Präsidenten der HUB vor vier Jahren hatte ein solches retardierendes Moment. Er wurde schon damals gebeten, für das Amt des Präsidenten zu kandidieren und lehnte ab.

Wie wird man so? Meyer ist das dritte von vier Kindern eines Gemeindevorstehers und einer Sportlehrerin. Er mußte lernen sich durchzusetzen und muß damit durchgekommen sein, denn auch mit 63 Jahren scheint es unbeschädigt zu funktionieren.

Er zieht unerschrocken in Kämpfe und glaubt, daß man sie, wenn man sich nur genügend im Kopf anstrengt und die richtige Gelegenheit abwartet, auch gewinnen kann. Ist das ein Charakterprofil, mit dem man in den nächsten vier Jahren Präsident der Universität in der Berliner Mitte sein kann?

Meyer und das Projekt HUB.

B. Schlink hat in der Mai-Ausgabe von "UnAufgefördert" festgestellt, daß der nächste Präsident eine Vision der künftigen HUB zu Berlin braucht. Es ginge nicht, die HUB irgendwie zusammenzuhalten und über die Runden und durch die Jahre bringen zu wollen, man müsse eine Universität denken, in einer Gesellschaft, aus der sich der Staat zurückzieht. In der Tat wird es nicht reichen, den Wettlauf zwischen den drei Universitäten im sich verschärfenden Verteilungskampf nur zu gewinnen. In Berlin wird nur vorweggenommen, was die übrige

Bundesrepublik noch vor sich hat. Der alte Politiktyp, der sich auf ein stetiges Wirtschaftswachstum und dessen Verteilung gründete, läuft aus. Die Gesellschaft beginnt anders zu funktionieren, nur wie? Meyer müßte also begreifen, daß es eine lineare Fortsetzung der bisherigen Politikmuster nicht gibt. Er müßte die neuen Muster herausfinden und installieren, damit die Universität über die Jahre kommt. Neben dieser Neuorganisation des Verhältnisses von Gesellschaft, Staat und Universität muß er aber auch die Universität neu konstituieren. In einer sich globalisierenden Welt werden Universitäten zunehmend zu Nichtorten. Sie verlieren ihre Identität, ihre sozialen Verbindungen zur Region und zum Standort. Professoren werden Jet-Set-Unternehmer und Globalplayers. Wissenserwerb und -vermittlung in der Universität wird universell und zugleich beliebig. Es kommt nicht mehr darauf an, wo und bei wem man studiert. Lehren und Lernen sind nur noch Funktion und Rolle. Dem universell verwendbaren Professor entspricht der auf Effizienz und Funktionalität ausgerichtete Student. Dagegen hilft nur Identitätsstiftung. Identität in einer sich globalisierenden und rationalisierenden Welt zu gewinnen, scheint ein unlösbares Problem zu sein. Aber die Universität ist in der Gesellschaft der Ort, an dem dieser Gegensatz beherrgt werden muß. Die Universität muß universelle Eliten ausbilden und dabei ihre unverwechselbare Identität formen. Wie macht man das heute und hier? Holt man einfach die besten Hochschullehrer aus aller Welt her oder aber gestaltet man das Vorgefundene? Die Mitte Berlins ist keine Wüste. Sie liegt im Osten und man macht sie kurz und mittelfristig zur Stadtwüste, wenn man sie nur westlich ausstaffiert. Universität und Städte werden nicht nur gebaut und gegründet, sondern vor allem gelebt.

Meyer hat jene lebendige analytische Intellektualität, das zu begreifen. Wir haben deshalb mit ihm die Chance, das Projekt HUB ein Stück weit erfolgreich voranzubringen.

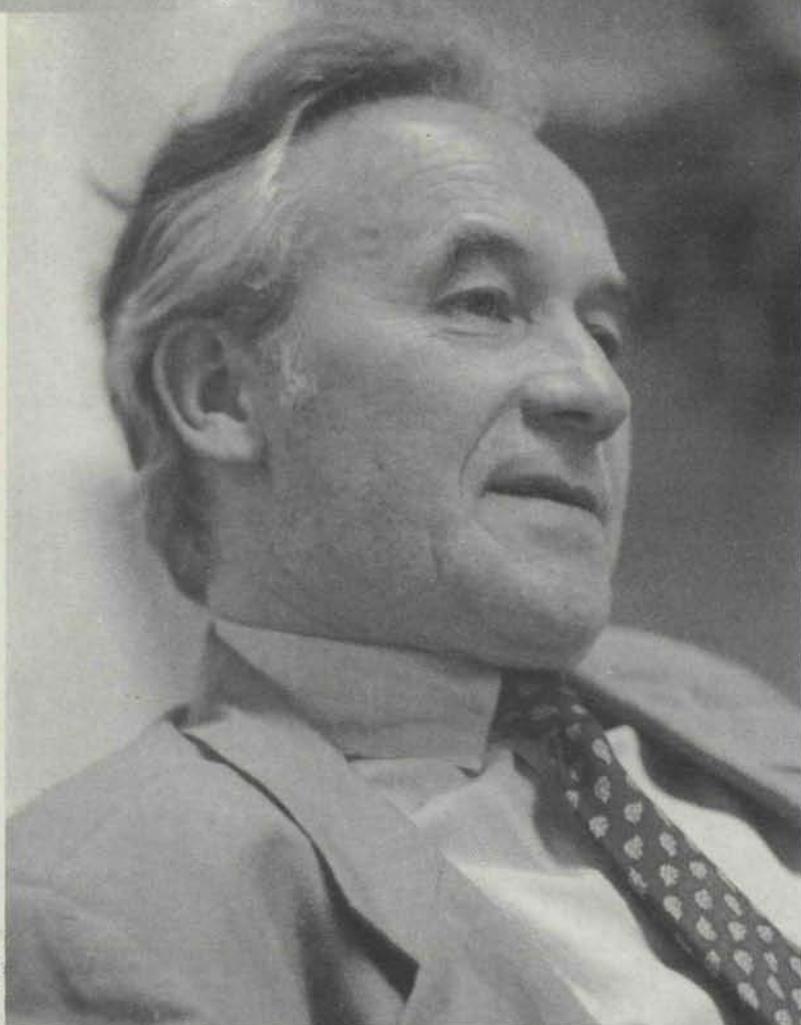
Prof. Rosemarie Will

Die Autorin ist
Professorin für
Öffentliches Recht
an der Humboldt-
Universität



Der Frankfurter Jurist Hans Meyer ist neuer Präsident der Humboldt-Universität

Interview



Fotos: Atze

Blaue Hemden und sandfarbene Jacketts

Frankfurter Jura-Studenten über den Professor Hans Meyer

Im Wintersemester 1995/96 wurde im Rahmen einer den ganzen Fachbereich Jura betreffenden Evaluation auch der Öffentlich-Rechtler Hans Meyer begutachtet. Von den 80 an einer prüfungsvorbereitenden Vorlesung teilnehmenden Studenten gaben 31 Studenten einen ausgefüllten Fragebogen über Meyer ab, in welchem sie die Lehre des Professors bewerteten. Überaus positiv fiel den Studenten die „lockere Art“ des Professors auf, ebenso die klare und auch witzige Darstellung des Lehrstoffes. Kritisiert wurde, daß Meyer zu wenig Literaturhinweise gebe und seine Vorlesungen „zu sehr in die Tiefe, zu wenig aber in die Breite“ gegangen seien. Den Frankfurter Jura-Studenten mißfiel, daß Meyer seine Vorlesungen zu früh, nämlich um 8.30 Uhr beginne. Insgesamt aber waren die Jura-Studenten mit ihrem Professor zufrieden: 29 der 31 befragten Studenten gaben an, die besuchte Vorlesung sei eine für sie lohnenswerte Veranstaltung gewesen.

Nur eins mißfiel den angehenden Juristen gründlich: die Kleidung des Professors. Deswegen schrieben sie ganz an den Anfang ihrer Beurteilung über Meyer: „Bitte keine blauen Hemden zu sandfarbenen Sakkos!“

UnAufgefordert: Herr Meyer, Sie sind nun der vierte Jura-Professor, der Goethe gegen Humboldt tauscht. Ihre Studenten sind davon überhaupt nicht begeistert. Wie begründen Sie denen eigentlich Ihren Amtswechsel?

Meyer: Ich bin gebeten worden, dieses Amt zu übernehmen. Mich reizt Berlin, vor allem die HU. Da ich vor 1993 die jetzige Fakultät Rechtswissenschaft mit aufgebaut habe, würde ich es außerordentlich bedauern, wenn die Humboldt-Universität in schwieriges Fahrwasser käme und kentern würde. Deshalb fühle ich mich herausgefordert, das, was damals angefangen wurde, in einer anderen Position weiterzuführen. Gleichzeitig ist es aber nach 22 Jahren Frankfurt auch die Neugierde auf eine neue Stadt und neue Denkweisen.

Was bringen Sie denn der Humboldt-Universität?

Ich denke, wenn sich jemand mit einem gewissen wissenschaftlichen Ruf bereit erklärt, diesen Posten zu übernehmen, macht das in der Bewertung der HU sicherlich etwas aus. Das bedeutet aber zugleich, daß ich hier nicht sozusagen als Frühstücksdirektor agieren will. Ich will versuchen, etwas für die Humboldt-Universität zu bewirken. Es soll für diese Universität weitergehen, auch besser weitergehen, trotz der drohenden Sparzwänge.

Wie wollen Sie diesen künftigen Sparzwängen begegnen?

Hier muß man realistisch sehen, was man wie erreichen kann. Das bedeutet, die Schuldenlast der Stadt im Auge zu behalten.

Aber die Politik muß sich von der Hektik verabschieden, mit der gegenwärtig Sparpolitik in Berlin betrieben wird. Dies ist eher ein Zeichen von Schwäche als von Stärke.

Wenn ein Gesetz wie das letzte Hochschulstrukturgesetz innerhalb kürzester Zeit von nur ganz wenigen Leuten erarbeitet und dann sofort durch die parlamentarischen Gremien gejagt wird, dann ist dies ein überfallartiges Gesetzgebungsverfahren...

... aber der normale Weg in Berlin. Die Politik redet schon seit mehreren Jahren nicht mehr mit den Universitäten über Konzepte.

Deswegen bleibt es eine der wichtigsten Aufgaben, Kontakt zu den entscheidenden Politikern aufzubauen, um diesen die Konsequenzen ihres Handelns vor Augen zu stellen.

Außerdem muß der verfassungsrechtliche Anspruch der Universität aus Artikel 5 III des Grundgesetzes auf angemessene Mindestausstattung klargestellt werden. Wenn Berlin sich drei Universitäten leistet, muß es sie dotieren. Es geht nicht an, daß den Unis gesagt wird, sie könnten die Ausstattung ihrer Professoren durch Einsparungen bei den Baugeldern finanzieren.

Den Universitäten bleiben also nur rechtliche Mittel?

Auch, aber nicht ausschließlich. Die Gründe müssen für die Gegenseite überzeugend sein. Wenn der Senator sagt, er habe



kein Geld, ganz gleich, wie über einen Rechtsstreit zwischen Uni und Staat entschieden wird, ist dies eine törichte Aussage. Wenn mit Erfolg geklagt wird, muß das Land zahlen. Der Haushalt ist nicht maßgeblich für Rechtsansprüche. Daneben müssen wir die politische Seite nach Instrumentarien des Sparens fragen. Bestehende Organisationen aufzulösen oder zu reduzieren, bringt nur langfristig Einsparungen.

Die Universitäten sollen also beim Sparen helfen?

Dem Anspruch, selbst Sparmöglichkeiten aufzudecken, müssen wir uns stellen, bevor wir von der Politik dazu aufgefordert werden. Beim Studieren des aktuellen Haushaltsplanes der Universität fallen mir sofort Ungleichgewichte ins Auge, die zumindest aufklärungsbedürftig sind. Sollten dort Reserven stecken, so wäre es eine der ersten Aufgaben, sie aufzudecken.

Kann man da den Willen zu einer neuen Strukturreform an der HU 'raushören?

Die HU ist nach meinem Eindruck rechtlich sehr stark strukturiert, beispielsweise wurde kürzlich die Grundordnung verabschiedet. In Frankfurt kommen wir seit 40 Jahren ohne eine Grundordnung aus. Man muß sich daher fragen, ob man nicht mit einem kleineren rechtlichen Gerüst vernünftiger zurechtkäme. Eine erneute Reform bezüglich der Fakultäten halte ich für indiskutabel, hier sehe ich keinen Bedarf. Änderungsfähig wäre sicher die Tendenz zur Spezialisierung. Interdisziplinarität wird zugunsten der Spezialisierung tendenziell immer benachteiligt.

Würde eine solche Strukturänderung der Universität auch mehr Transparenz bringen...?

...unbedingt! In den Fakultäten und Instituten muß daher aktiv Öffentlichkeit hergestellt werden...

... aber auch zwischen den Statusgruppen.

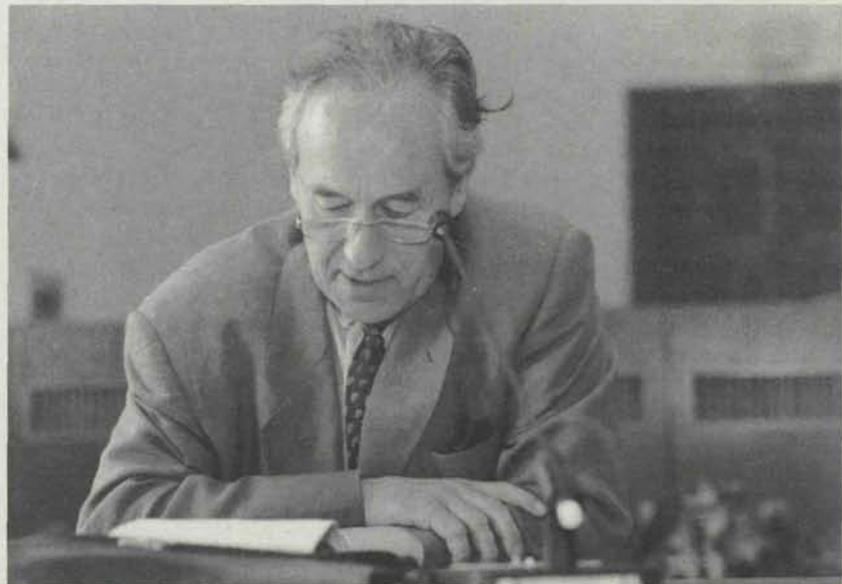
Ja, die Professoren dürfen sich nicht vor den Studenten mit dem Einwand zurückziehen können, die Studenten kämen ja doch nicht. Ich hoffe, daß es mir jedenfalls im Akademischen Senat gelingt, das Gespräch in Gang zu bringen.

Wie soll denn Ihre persönliche Zusammenarbeit mit den Studenten aussehen?

Regelmäßige Gespräche mit den Vertretern der Studentenschaft und mit den einzelnen Vertretern der Fakultäten sind in jedem Fall anzustreben. Man braucht einander, denn sollte der Krieg wirklich einmal ausgerufen werden, und wir auf die Straße gehen müssen, so kann nicht ad hoc geklärt werden, wer mitmacht und wer nicht. Voraussetzung dafür allerdings ist natürlich die beidseitige Gesprächsbereitschaft.

Daneben gibt es an der Humboldt-Universität die Notwendigkeit der Vermittlung zwischen West und Ost.

Ich hoffe, daß man sich innerhalb der Studentenschaft nicht mehr über Ost und West definiert. Konflikte sind darüber hinaus sicher da und verlangen einen behutsamen Umgang miteinander. Das ist und bleibt eine Aufgabe.



Die Konflikte bestehen vor allem in der Universitätsverwaltung. Besteht hier auch Handlungsbedarf?

Ich werde...

Das Ziel der Verwaltung ist die Erbringung einer Serviceleistung unter Einhaltung des Rechts. Es geht nicht darum, nur das Recht zu bewahren, dann bleibt man stehen. Und bei Problemen muß mittels effizienter Kontrolle herausgefunden werden, wo die Probleme im Einzelfall lagen, warum eine Verwaltungshandlung beispielsweise so lange gedauert hat und untersucht werden, ob diese Wege nicht abkürzbar sind. Dafür wird man sich Abteilung für Abteilung vornehmen müssen, auch in Hinblick auf eine personelle Überbesetzung und vielleicht vorhandene Einsparmöglichkeiten.



... nicht als...

Wie wird die Aufgabenverteilung und die Zusammenarbeit mit den Vizepräsidenten sein?

Die vorhandenen Probleme müssen delegiert werden können. Da der Kanzler die falsche Adresse dafür ist, liegt es nahe, auf die Vizepräsidenten zurückzugreifen. Mein Amt muß kollegial geführt werden, auch wenn ich den Eindruck habe, daß bisher zuviel Zeit mit kollegialen Sitzungen vertan wurde. Ich werde mich auf das Wesentliche konzentrieren.

Ein weiterer Problemkreis ist die Lehre. Sie wollen hier nachhaltig evaluieren?

Ja, denn als Professor sollte man eigentlich dankbar sein, wenn man von dem Auditorium, mit dem man ein Semester zusammengearbeitet hat, Kritik erfährt. Man kann ja nicht schon deswegen gut unterrichten, nur weil man Hochschul-lehrer ist. Heute sitzen 30 Prozent eines Jahrganges in der Uni, da muß sich die Lehre ändern. Evaluation ist hier eine unabdingbare Kontrolle.

Aber mit welchen Sanktionen?

Wenn jemand schlechte Lehre macht, dann muß das veröffentlicht werden; die soziale Kontrolle ist kein geringer Druck. Professoren haben eine Art Bringschuld, die können nicht sagen: Hier ist ein Buch, lest es.

Sollte man an den Fakultäten nicht Stellen einrichten, die Evaluierung durchführen?

... Frühstücksdirektor agieren.



Im Prinzip ist das nicht schlecht, aber es muß ein lebendiges System bleiben, getragen von den betroffenen Studenten. Noch eine Institution zu schaffen, halte ich für problematisch. Es kann ja auch sein, daß eine neue Professoren-generation hineinwächst, die Evaluierung für selbstverständlich hält, was solche Institutionen überflüssig machte.

Zu guter Lehre gehört aber auch eine gute Betreuung von Studenten...

... ja, Professoren müssen sich mit ihren Studenten auseinandersetzen, es muß auch Zeit für ein persönliches Gespräch geben. Ich selbst bin jedes Semester eine Woche lang mit Studenten gewandert oder skigefahren...

... was mit 80 und mehr Studenten in einem Seminar schwerlich geht.

Wenn sich jeder Professor um 20 Leute kümmern würde, könnten die Studenten merken, daß sie dazugehören. Eine persönliche Verbindung kann dann nicht davon abhängig sein, ob ein Semester 80 oder 300 Studenten hat. Mein Vorschlag wäre, daß für jedes Semester zwei oder drei Professoren zuständig sind, die dann auch neben den Vorlesungen Zeit mit den Studenten verbringen.

Und darüber hinaus muß sich die Universität stärker auf ihre Absolventen besinnen, die ein positives Bild nach außen tragen könnten.

Eine Frage mit Bitte um konkrete Antwort, da es hier grobe Unsicherheiten unter den Studenten gibt: Sind Sie für die Einführung von Studiengebühren?

Es darf keine Tabus geben. Es gibt eigentlich keinen Grund dafür, Gebühren einzuführen. Will der Staat das aber trotzdem, so muß man darauf achten, daß es nicht zu einer sozialen Selektierung kommt. Das heißt, man müßte Ausnahmen schaffen. Möglicherweise wäre man dann schnell bei 60-70 % Ausnahmen. Und dann kann man fragen, wie sinnvoll dies alles noch ist.

Herr Meyer, Sie bringen die Universität ins nächste Jahrtausend. Was sind Ihre Ziele, wo sehen die Gefahr des Scheiterns?

Wenn sich die Universität in vier Jahren selbst konsolidiert fühlt und eine Zukunftsperspektive hat, wäre ich zufrieden. Die größten Gefahren sehe ich in zweierlei Hinsicht: Wenn sich die Uni unter dem Spardruck auseinanderdividiert und der Senat seine Bemühungen verstärkte, seine Finanzen weiterhin ohne Rücksicht auf die notwendige Ausstattung der Universität zu sanieren.

Werden Sie den Berliner Jurastudenten erhalten bleiben, nachdem Sie den Frankfurtern den Rücken gekehrt haben?

Ich habe vor, weiterhin wissenschaftlich tätig zu sein und werde auch meine Lehrtätigkeit an der HU wiederaufnehmen, einfach deshalb, weil ich mir nicht vorstellen kann, daß ich nun jahrelang nicht mehr lesen sollte.

Herr Meyer, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Die Fragen stellten Jot, Rike und Sammi Sandawi

KILROYs UNABHÄNGIGKEITSERKLÄRUNG, Artikel 22:

„Jeder hat das Recht,
wie Kolumbus die Welt zu entdecken“

ARTU IST JETZT KILROY

**Das Reisebüro für
Jugendliche und Studenten mit
internationalem Service-Netzwerk**

Berlin - Paris - London - Berlin DM 457.-

Heraklion ab DM 489.-

Ibiza ab DM 449.-

Faro ab DM 599.-

NEU: KILROY

hinter der Humboldt-Uni
Georgenstraße 3
Berlin-Mitte

Telefonbuchung: 313 04 66
Faxbuchung: 204 37 24

Reisen für Jugendliche und Studenten

Charlottenburg: Hardenbergstr. 9 · Tel.: 310 00 40

Mitte: Georgenstr. 3 · Stadtbahnbogen 184 · Tel.: 201 65 900

Dahlem: Takustraße 47 · Tel.: 831 50 94

Kreuzberg: Mariannenstr. 7 · Tel.: 614 68 22

Schöneberg: Nollendorfplatz 7 · Tel.: 216 30 91

Weitere KILROY Büros in Mannheim, Leipzig, Dresden und Magdeburg



KILROY
travels



oder: Wie Überhänger abgehängt werden...

Gespräch

„Uni in Aufruhr“ – das betrifft nicht nur Studiengebühren, sondern auch eine sich zunehmend verschlechternde Situation der Lehre. So laufen zum nächsten Semester ca. 160 sogenannte „Überhangverträge“ aus, ein personeller Kahlschlag, der soweit führt, daß in vielen Fakultäten die Lehre nicht mehr als gesichert und ausreichend betrachtet werden darf. Die Grenzen der Absurdität sprengt die Situation, wenn (wie in der Landwirtschaftlichen Fakultät) ganze Institute betroffen sind.

Zu den vielen Lehrkräften, deren Fortwirken an der HUB gefährdet bzw. prinzipiell beendet ist, gehört auch Prof. Rienäcker, Professor der Musikwissenschaft. Seinen Verlust hinzunehmen, ist der Großteil der Studenten dieses Institutes in Anbetracht seiner fachlichen Kompetenz nicht gewillt.

Wir treffen uns mit Professor Rienäcker zum Gespräch. Doch mit ihm zu sprechen, bedeutet weniger, seine Situation zu beleuchten, sondern vielmehr, die Lage der Universität zu erörtern. Das bedeutet auch, über Vergangenheit zu sprechen, über die Zeit vor und nach der „Wende“. Die „Genese“ der momentanen Situation, wie er es formuliert, denn was heute geschieht, läßt sich nur aus dieser Zeit heraus, mit dem Wissen darum, was Vergangenheit bedeutet, erfassen.

Eine volle Stunde währt dieser Akt der Vergangenheitsbetrachtung, ein Prozeß, den wir hier leider nur stark gekürzt wiedergeben können. Ein Monolog, denn wie sollen zwei „Wessis“, die die „Wende“ nur via Bildschirm erlebten, nachvollziehen, was damals geschah, wieviele Wunden aufgerissen wurden.

Nicht erst seit der Wende seien an der gesamten Universität Argwohn, Mißtrauen, Furcht und Haß gegenüber SED-Mitgliedern aufgekommen – schließlich habe man sich zuvor jahrelang bespitzelt, verfolgt und diffamiert gefühlt. Rechtfertigungserklärungen von Parteimitgliedern nach der Wende seien daher eher mit erneutem Argwohn denn mit Zustimmung aufgenommen worden, der Konsens sei vielmehr gewesen, daß ehemalige Parteimitglieder – besonders in höheren und mittleren Positionen – ihre Posten zu verlassen hätten, in nächster Zeit „den Mund halten“ sollten. Daß es zu richtiger Aussprache nicht – zumindest nicht rechtzeitig – gekommen sei, habe die Stimmung nachhaltig vergiftet, vielerorts habe man eine Konterrevolution von Seiten der ehemaligen SED-Mitglieder befürchtet, und erst sehr viel später habe man es geschafft, zu einer ehrlichen Aussprache miteinander zu finden, Mißverständnisse gemeinsam abzubauen.

Damals folgte eine Reihe von Evaluationen, politischen und fachlichen Prüfungen, kritischen Befragungen und verschiedenen Kommissionen. Die „Personal- und Strukturkommission“ sowie die „Struktur- und Berufungskommission“ der Philosophischen Fakultät habe dabei vorbildliche objektive Arbeit geleistet, man habe sich für die Weiterbeschäftigung fachlich kompetenter Kräfte nachhaltig eingesetzt.

Gleichzeitig beginnt jedoch Wissenschaftssenator Erhardt „aufzuräumen“, annulliert Beschlüsse universitärer Kommissionen, läßt neu überprüfen, hebt die Souveränität der Universität zeitweise auf; aus den von der Strukturkommission zunächst versprochenen unbefristeten Verträgen für Lehrkräfte, die aus DDR-Zeiten übernommen, aber nicht neu berufen werden sollen, werden mit einem Male befristete (die heute auslaufen).

Professor Rienäcker wurde kurz vor der Wende zum außerordentlichen, etwa ein dreiviertel Jahr nach der Wende zum ordentlichen Professor berufen, sein Lehrstuhl nie aufgehoben. Er sei einfach vor die Wahl gestellt worden, den befristeten Vertrag zu unterschreiben oder seine „Sachen zu packen“. Man habe damals auf die Zukunft gehofft, habe die Lage nicht in ihrem vollen Ernst eingeschätzt.

UnAUF: Wir konnten bislang keine verbindlichen Informationen über Ihren weiteren Verbleib am Institut erhalten – hatten Sie mittlerweile ein weiteres Gespräch mit Professor Auhagen?

Professor Rienäcker: Wir hatten am Mittwoch ein ausführliches Gespräch über die Möglichkeiten und Nichtmöglichkeiten, darüber, was realistisch ist und was nicht. Momentan ist aber all dies in der Schwebe, so daß man nicht darüber sprechen kann. Es ist wichtig festzuhalten, daß mehreren Kollegen an meinem Bleiben liegt – den Studenten ohnehin – sodaß nun die Frage zu klären ist, welche sonstigen Möglichkeiten bestehen. Fest steht, daß sich die Universitätsleitung außerstande sieht, auch nur eine einzige Überhangstelle zu verlängern. Die Gründe hierzu sind verschieden, aber man muß mutmaßen, daß der Fakultät bezüglich aller Überhangstellen ein sehr harter Kurs diktiert worden ist. Was sich in dieser schwierigen Situation ergeben wird, bleibt abzuwarten; ich habe keine endgültige Absage erhalten – mehr läßt sich dazu nicht sagen.

Ist bei der extrem hohen Zahl auslaufender Stellen die Lehre überhaupt noch gewährleistet?

Ich denke nicht, da sich herausstellte, daß die sogenannten „Überhänger“ keineswegs marginale Veranstaltungen machten und Dinge wie die Intensität und Qualität der Lehre sowie den Kontakt zu den Studenten zu bewahren versuchten.

Als beispielsweise lange vor der Wende eine Studentin an unserem Institut einen Selbstmordversuch beging, wurde ihr Professor dafür zur Verantwortung gezogen. Er hätte schließlich rechtzeitig darauf aufmerksam werden müssen. Ich nahm sie daraufhin in mein Betreuungsverhältnis, sie besuchte mich sogar in meinem Ferienort...; ich hatte zu vielen Studenten während der Semesterferien intensiven Briefkontakt – und ich fürchte, das ist eine Form von menschlicher Nähe, die nun verloren geht.

Ich weiß auch aus anderen Instituten, daß der Auslauf dieser Überhangstellen von vielen Studenten, auch in fachlicher Hinsicht, als Katastrophe eingestuft wird.

Momentan betreuen Sie auch Doktoranden – wie wird deren weitere Arbeit aussehen?

Ich habe bereits einige Studenten und Doktoranden, die mich um Betreuung baten, an Kollegen verwiesen; den Doktoranden, die ich im Augenblick betreue, wurde nahegelegt, den Betreuer zu wechseln. Sollte allerdings meine Stelle – und damit das Betreuungsverhältnis – beendet werden, sind einige von ihnen bereit, den Rechtsweg zu bestreiten.

Das Gespräch führten antrobus und godot

Wie verklage ich meine Universität?



Gebührenboykott, aber richtig!

Die Kunstgeschichte streikt. Die Germanisten zahlen nicht. Und nur Du weißt nicht, wie reagieren auf die 100 DM Immatrikulationsgebührenforderung. Klammheimlich zahlen und nach außen motzen und protestieren, um das eigene Schäfchen ins Trockene zu bringen und nicht als Kameradenschwein geoutet zu werden. Oder wagemutig gegen dreiste Forderungen aufbegehren, und zwar nicht mit dem Leben, aber immerhin mit der Exmatrikulation für die gute und gerechte Sache einzustehen.

Daß die 100 DM viel zuviel und vollkommen unverschämt sind, das sagt jedem der gesunde Menschenverstand. Aber wieviel beruhigender und vor allem gewichtiger klingt dies in juristische Formeln verpackt. Wieviel mehr werden Mama und Papa unsere Klagen als berechtigt erachten, wenn ein Gutachten eines echten Rechtsanwalts feststellt: Diese Gebühren sind rechtswidrig und verstoßen gegen das Grundgesetz!!! Nun ja, freilich bedeuten solche Anschuldigungen in unserem Lande noch lange nicht, daß sich daraufhin etwas ändert oder gar, daß hier jemandem auf die Finger geklopft wird. Aber dennoch bestärkt es unser juristengläubiges Gewissen, daß wir mit unserer Entrüstung auf rechtem, wenn auch nicht fruchtbarem Boden stehen.

Nun gut – was sagt das Gutachten genau?

Die Gebühren verstoßen gegen das Äquivalenzprinzip, gegen das Kostendeckungsprinzip und gegen Art. 2, Abs. 1 des Grundgesetzes. Na, das klingt doch nach was. Äquivalenzprinzip meint, „daß grundsätzlich nur nach Art und Umfang der Inanspruchnahme einer öffentlichen Leistung eine Gebühr zu berechnen ist.“ Das heißt, unsere Verwaltung müßte pro Rückmeldevorgang auch 100 DM verbrauchen. Tut sie aber nicht. Also streichen sie mehr ein als sie verdienen, und das bedeutet in schönstem Juradeutsch: „Wenn eine Gebühr eine Nebenwirkung zusätzlich zur Erzielung einer Einnahme als Gegenleistung für die Verwaltungshandlung hat, bestehen bereits aufgrund des Äquivalenzprinzips erhebliche Zweifel an ihrer Rechtmäßigkeit.“

Und diese Nebenwirkung ist keine Kleinigkeit. Unser Gutachter hat sich die Mühe gemacht und den tatsächlichen Kostenaufwand für die Immatrikulationen einmal zusammengerechnet. Er konnte einen klaren Verstoß gegen das Kostendeckungsprinzip entlarven. An der Humboldt Universität entstehen bei diesem Verwaltungsakt insgesamt Ausgaben in Höhe von 690.475,62 DM. Inklusive Jahresgehalts-, Porto-, Druck-, EDV-Geräte-, Miet- und sonstigen Nebenkosten. Bezahlen sollen wir aber insgesamt 4,7 Millionen. Was passiert aber mit den übrigen 4 Milljönchen? Kegelkasse, Betriebsausflug, oder wandert unser Geld in einen uneigenen Betriebsrentenfond? Wer auch immer diese Kohle einsackt, oder ob damit der marode Landeshaushalt konsolidiert wird, ist im Prinzip wurscht. Denn wie wir nicht erst aus der Fielmann-Werbung wissen, nennt man es Wucher, wenn man ein minderwertiges Produkt überbeu-

ert verkauft; und das ist nicht rechtens. Für die SS-Geilen angewandt auf unseren Fall: "Eine derartige Gebührenerhebung verstößt gegen Bundesrecht, Art. 105 Abs. 2 GG." Weiterhin wird der Gleichheitsgrundsatz nach Art. 3 Abs. 1 GG verletzt. Denn hier liegt eindeutig ein Ermessensmißbrauch und eine erhebliche

Überschreitung der zulässigen Gebühr vor.

Zu guter Letzt widerspricht sie auch dem Sozialstaatsprinzip nach Art 20, Abs. 3 GG, da keine Unterscheidung nach sozialen Gesichtspunkten eingeplant ist.

So, nun haben wir es also schriftlich und wunderbar begründet. Wie aber sollen wir, die Studierenden, damit umgehen? Auch hier spricht das Gutachten eine klare Sprache. Niemand sollte seine Exmatrikulation riskieren und letztendlich die 100 DM bezahlen. Aber natürlich nicht kampflös. Sollte die HU sich dem Vorbild der TU und FU anschließen und die Rückmeldefrist um zwei Monate verschieben, können auch wir dem Vorschlag noch folgen, einen Antrag auf Vollzug der Rückmeldung ohne Zahlung der 100 DM zu stellen. Vordrucke kann man bei der GEW erhalten. Sollte sich die Universität binnen der gesetzten Frist nicht melden, müßte sofort eine Verpflichtungsklage vor dem Verwaltungsgericht Berlin erhoben werden. Um eine Exmatrikulation zu vermeiden, sollte die geforderte Gebühr, allerdings unter Vorbehalt, bezahlt werden. Der nächste Schritt wäre eine Fortsetzungsfeststellungsklage, und sollte am Ende der Prozedur das Verwaltungsgericht im Sinne der Klagenden entscheiden, muß das Geld zurückgefordert werden.

Die GEW, die dieses Gutachten in Auftrag gegeben hat, strebt auf dessen Basis eine Musterklage gegen die Universitäten an. Sollte die Klage durchkommen, würden wir alle, die die 100 DM schon bezahlt haben, diese wieder zurückbekommen.

Rechtzeitig muß diesen als Gebühren getarnten Raubzügen ein Riegel vorgeschoben werden, sonst sehen wir uns in vielerleicht naher Zukunft einer Klo-, Luft- oder Tischabnutzungsgebühr gegenüber. Die wären zwar auch unsinnig, aber einen Versuch wäre es doch wert.

sw

Einsteiger gesucht!

City Taxi

● Taxi-Schein-Ausbildung

● langjährige Ausbildungserfahrung

● immer auf dem neuesten Stand

UnAufgefordert

Alt-Moabit 83

☎ 3 92 80 57

10555 Berlin



Verwechslung von Tatsachen

Der finnische Germanist Salomon kämpft um seinen verloren gegangenen Arbeitsplatz in Helsinki. Leider immer mit den falschen Mitteln.

Seit nunmehr zwei Nummern berichtet die UnAufgefördert über einen Streit um die Öffnung des Humboldt-Archivs für die Forschungen eines finnischen Germanisten. Was zunächst nach einem rein juristischen Problem aussah, welches von einigen Humboldt-Historikern in der von der Universitätsleitung angebotenen Lösung nicht akzeptiert werden kann, ist bei näherem Hinsehen ein verwickelter Kampf um einen Arbeitsplatz. Wir haben ein wenig nachrecherchiert und wollen mit einem kleinen aufklärenden Beitrag versuchen, den inzwischen überaus heftig gewordenen Streit wieder in einen angemessenen Rahmen zu stecken.

Der Germanist Hartmut Lenk galt unter seinen Kollegen an der Sektion Germanistik der Humboldt-Universität als begabter Sprachwissenschaftler. Er kümmerte sich neben zahlreichen anderen Verpflichtungen auch um die Beziehungen der DDR-Germanisten zu Finnland, weilte in den achtziger Jahren öfter in Helsinki und schrieb über seine Besuche regelmäßig Berichte – für die Stasi. Darüber hinaus gab der Informelle Mitarbeiter auch Informationen zu seinen Kollegen in der Sektion Germanistik der Humboldt-Universität, diese waren, so einer der Ausspionierten, „nicht unbedingt denunzierend, sie waren eher schmieriger und ekkliger Natur“. Auf Feiern erschien der Hobbyfotograf Lenk ebenfalls, die Abzüge seiner Fotos finden sich prompt mit Beschreibungen von Beziehungen in den Stasi-Akten wieder. Als sich das Überwachungssystem gemeinsam mit der DDR im Oktober 1989 zum Sterben niederlegte, merkte auch Lenk, was die Stunde geschlagen hatte. Gerade in Helsinki weilend, bemühte er sich um einen Anschluß an die dortige Universität, da er sich für eine Rückkehr auf seinen Arbeitsplatz in Berlin wenig Chancen ausrechnete. Ungefähr ein Jahr später, Lenk hatte inzwischen über den DAAD einen Forschungsauftrag in Helsinki bekommen, waren die Mutmaßungen über seine frühere Nebentätigkeit bei der Stasi in Berlin so weit gediehen, daß sich Lenk zu einer Offenbarung seiner IM-Tätigkeit gezwungen sah. Der DAAD, der den Mann ebenfalls wegen seiner Fachkompetenz schätzte, überprüfte zwar den Fall Lenk, mochte ihm aber nicht die zugeteilten Fördergelder entziehen, zumal Lenk die Chance bekam, in Helsinki auf eine feste Stelle zu wechseln. Dies geschah dann auch im Laufe des Jahres 1991, sehr zum Unwillen eines jungen finnischen Germanisten, der sich auf dieselbe Stelle ebenfalls gute Chancen ausgerechnet hatte. Boris Salomon, so der Name des Finnen, wandte sich darauf mit der Bitte um Hilfe an die Humboldt-Universität. Die beschied ihm abschlägig, zumal Lenk inzwischen nicht mehr zur HU gehörte.

Doch Salomon, der sich verständlicherweise nicht damit abfinden wollte, daß ausgerechnet ein ehemaliger IM auf seiner Stelle saß, begann auf eigene Faust Material gegen Lenk zu sammeln. Als erstes stieß er auf die Dissertation Lenks zur „Presgesprache in israelischen Zeitungen“. Bei der Lektüre dieser in den achtziger Jahren entstandenen Schrift fand Salomon zumindest interpretierbar antisemitische Stellen, eine Einschätzung, die auch von anderen Fachkollegen geteilt wird. Am Rande eines Kolloquiums, welches Lenk in Helsinki veranstaltete, tauchten daraufhin anonyme Briefe mit Zitaten aus dieser Doktorarbeit und der Bitte auf, einen derartigen Wissenschaftler doch nicht an der Universität zu dulden. Wegen des anonymen und forschenden Charakters mochte aber in Helsinki niemand auf die Briefe eingehen, obwohl offensichtlich war, wer der Verfasser dieser Briefe sein mußte.

Salomon wandte sich daraufhin wieder nach Berlin. Zunächst bemühte er sich, in der Gauck-Behörde in verschiedene Akten zum Fall Lenk einzusehen. Als ihm dies mit dem Verweis auf einen unwissenschaftlichen Forschungsansatz verwehrt wurde, versuchte er mit dem Forschungsprojekt „Die Beziehungen der DDR-Germanistik zu Finnland nach der völkerrechtlichen Anerkennung der DDR durch Finnland 1973“ Zugang zum Humboldt-Archiv zu erlangen. Doch auch hier erhielt er mit dem Verweis auf das Berliner Datenschutzgesetz und das fragwürdige Forschungsthema keinen Zutritt.

So weit der Vorlauf des aktuellen Streits. In ihm geht es inzwischen um viel grundsätzlichere Dinge. Da wirft der HU-Historiker Heinrich-August Winkler dem ersten Vizepräsidenten Krauß und dem Datenschutzbeauftragten Kuhring laienhaftes Rechtsverständnis vor und behauptet, die Entscheidung gegen eine Öffnung des Archivs in diesem besonderen Fall sei ein weiteres Indiz für die nicht gewollte Vergangenheitsbewältigung an der Humboldt-Universität. HU-Präsidentin Dürkop wirft im Gegenzug zurück, Winkler habe den Pfad der Wissenschaftlichkeit verlassen.

Nun, der Streit würde nicht so hart und energisch ausgeführt werden, würde er nicht einen wunden Punkt der Universität treffen. In der Tat hat die Humboldt-Universität in den letzten Jahren sehr wenig zur Erforschung ihrer jüngsten Geschichte getan (siehe nachfolgenden Beitrag) und den Umgang mit den Opfern der SED-Diktatur nennt selbst Präsidentin Dürkop in ihrem Rechenschaftsbericht „beschämend“.

Aber beschämend ist auch, daß Winkler und auch seine Assistenten scheinbar schamlos jedes Mittel ausnutzen, um ihre Profilneurose, die jüngste Vergangenheit betreffend, voranzutreiben. Der Historiker Winkler hätte ebenso wie sein Kollege vom Bruch dem Germanisten Salomon frühzeitig sagen müssen, daß sein Forschungsantrag wenig mit Wissenschaft als viel mehr mit Fakten sammeln gegen die Person Lenk zu tun hat. Dies wäre vor allen Dingen Salomon gegenüber fair gewesen, der sich scheinbar auf seinem bitteren Weg zu seinem Recht immer wieder in Sackgassen begibt und hier auch noch auf falsche Wegweiser trifft. Dies, was momentan hauptsächlich über die Medien betrieben wird und für alle Seiten scheinbar kurz vor dem Rechtsstreit steht, hat mit Vergangenheitsbewältigung jedenfalls nichts mehr zu tun.

jo



Täglich!

Wirkt ungemein
belebend.

Süddeutsche Zeitung
Deutschlands große Tageszeitung

Verfehlte Reformhoffnungen und mißlungene Aufklärung



Rainer Eckert über die fehlende Vergangenheitsbewältigung an der Humboldt-Universität

Auch sechs Jahre nach der Revolution von 1989/90 in der DDR und der ihr folgenden Wiedervereinigung der beiden deutschen Teilstaaten hat eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Funktionen und Aufgaben, mit Möglichkeiten und Defiziten von Wissenschaft in der DDR noch kaum begonnen. Grundsätzlich scheinen sich aber zwei konträre Auffassungen gegenüber zu stehen. So vertreten die einen die These von einer Universität, die sich ihre Integrität wahrte und an der letztlich nach wissenschaftsimmanenten Kriterien geforscht und gelehrt wurde, während die anderen meinen, die Situation vor 1989 wäre vom Verlust an Wissenschaftlichkeit im Würgegriff der SED-Politisierung gekennzeichnet gewesen.

Letztlich sind diese Auffassungen in ihrer Totalität falsch. Um ihre Dichotomie zu überwinden, ist es an der Humboldt-Universität heute notwendig, in einem interdisziplinären Verbund verstärkt nach internen Spielräumen und nach persönlichen Haltungen ostdeutscher Studenten und Professoren unter der SED-Herrschaft zu fragen. Dies ist gerade unter den Bedingungen unzumutbarer Sparzwänge unumgänglich, weil die Aufdeckung eigener Defizite und dem Verstricken in die Diktatur heute die moralische Rechtfertigung für den Protest gegen aus der Politik kommende Zwänge schafft. Dazu kommt, daß – wenn es beim bisherigen Desinteresse von Universitätsleitung und dem Gros ihrer Mitarbeiter an der jüngsten Geschichte der Humboldt-Universität bleibt – diese von außen, in erster Linie von Forschern der Freien Universität, geschrieben werden wird. Eine eigene kritische „Aufarbeitung“ von Geschichte hat aber auch die Voraussetzung, daß die dafür benötigten Archivalien zugänglich sind. Richtlinie dafür sollte die zweite Novellierung des Bundesarchivgesetzes sein, die die Sperrfristen für Archivalien der DDR aufhebt. Darüber hinaus gibt das Berliner Archivgesetz die Möglichkeit, Akten über Personen von zeitgeschichtlicher Bedeutung ohne Zeitgrenze einzusehen. Zu solchen Persönlichkeiten gehörten wohl auch die Professoren der hauptstädtischen Universität in der DDR, zumal viele von ihnen auch politische Funktionen, so in der SED, ausübten. Entscheidend für die Benutzung ist dabei das öffentliche Interesse an zeitgeschichtlicher Forschung. Unerträglich für Zeitgeschichtsforschung ist dagegen eine Auffassung, wie sie der behördliche Datenschutzbeauftragte der Universität im Streit um den Antrag auf die Archivbenutzung durch Boris Salomon für sein Projekt „DDR-Germanistik in Finnland 1973–1990“ vertrat, als er dem Antragsteller schrieb: „Auch wenn Sie sich um das Herausarbeiten allgemeiner Strukturen bemühen, was schon mal dem besonderen öffentlichen Interesse widerspricht, wollen Sie dies mit Daten natürlicher Personen tun. Dies kann nicht datenschutzkonform geschehen.“ Konsequenz zu Ende gedacht bedeutet diese Auffassung, daß Zeitgeschichtsforschung ohne Angaben über „natürliche Personen“ auskommen müßte und damit am Ende angekommen wäre.

Verbleib wichtiger Aktengruppen aus dem Archiv der Universität muß geklärt werden.

Neben dem Zugang zum Archiv der Humboldt-Universität bedarf auch der Verbleib wichtiger Aktengruppen bzw. die wahrscheinliche Aktenvernichtung Ende 1989 und 1990 der Aufklärung. Die inzwischen im Berliner Landesarchiv deponierten universitären Disziplinarakten harren der Auswertung, und ungewiß ist, was mit den schriftlichen Unterlagen des Ehrenausschusses der Universität geschehen wird.

Die Auseinandersetzung um die jüngste Universitätsgeschichte ist jedoch nicht nur eine um die Akten. Ein generelles Defizit besteht weiterhin darin, daß die Kriterien für Wissenschaftlichkeit oder den Verlust dieses Anspruchs unter diktatorischen Bedingungen ungeklärt sind. Das gilt auch für das Spannungsverhältnis zwischen dem Zwang zur soliden Berufsausbildung und ideologischen Anforderungen. Darüber hinaus liegen auch die konkreten Funktionieren der verschiedenen universitären Einrichtungen und die Einwirkungsmechanismen der SED auf die Universität weitgehend im Dunkeln.

Wenig strittig ist dagegen wohl, daß die Situation an der Humboldt-Universität in den 80er Jahren durch die Wissenschafts- und „Kader“politik der SED geprägt war. Dazu gehörten das Abgehen von im 19. Jahrhundert formulierten Humboldtschen Ideal der Einheit von Lehre und Forschung (die entsprechend dem sowjetischen Vorbild verstärkt an die Akademie der Wissenschaften verlagert wurde), geheimdienstliche Überwachung, die Praxis von Zensur und kalter Bücherverbrennung sowie das Strangulieren wissenschaftlicher Freiheit durch einen doktrinären Marxismus-Leninismus. Trotz dieser forschungsfeindlichen Rahmenbedingungen konnten an der Berliner Universität aber auch respektable wissenschaftliche Leistungen erbracht werden. Darüber hinaus gab es bei der Durchsetzung der ideologischen Ansprüche der SED, die die Partei der meisten Wissenschaftler an der Universität war, Unterschiede zwischen den verschiedenen Sektionen. Allerdings ist die einfache Gleichung – hier unpolitische Naturwissenschaften, dort politisierte Geisteswissenschaften, zu simpel. Entscheidend war dagegen, daß die DDR-Wissenschaft in weiten Teilen keine instrumentalisierte Wissenschaft war, sondern sich selbst zum Herrschaftsapparat zählte. Kennzeichnend waren weiterhin Privilegierung bestimmter Mitarbeiter, Systemgläubigkeit und bewußtes Mittragen der SED-Herrschaft.

Wenn die Humboldt-Universität in den 80er Jahren auch zu den ideologischen Bastionen der SED-Herrschaft zählte, so zeigten sich doch auch hier erste Risse. Dazu zählten die zaghaften Proteste einiger Mitarbeiter gegen das „Sputnik“-Verbot von 1988 und die halbherzigen Reformgedanken, die sich etwa im Umkreis des Projektes „Moderner Sozialismus“ auf den Machterhalt der SED mit ausgewechseltem Führungspersonal und veränderter Konzeption richteten. Die Tragik dieser Reformbestrebungen liegt letztlich darin, daß sie sich nicht von obrigkeitstaatlichen Traditionen lösen konnten. Grotesk wurde dies Anfang Oktober 1989, als mit Rainer Land einer der Reformkontakte zu Markus Wolf aufnahm, um ihn über das Projekt zu informieren. Wolf reagierte nach eigenen Aussagen begeistert und pflegte in den nächsten Wochen auch die Kontakte zu den Professoren Dieter Segert und Michael Brie. Mag dies für diejenigen, die die DDR mit einem Reformkonzept erhalten woll-

Obrigkeitsstaatliches Denken und halbherzige Reformgedanken

Wenn die Humboldt-Universität in den 80er Jahren auch zu den ideologischen Bastionen der SED-Herrschaft zählte, so zeigten sich doch auch hier erste Risse. Dazu zählten die zaghaften Proteste einiger Mitarbeiter gegen das „Sputnik“-Verbot von 1988 und die halbherzigen Reformgedanken, die sich etwa im Umkreis des Projektes „Moderner Sozialismus“ auf den Machterhalt der SED mit ausgewechseltem Führungspersonal und veränderter Konzeption richteten. Die Tragik dieser Reformbestrebungen liegt letztlich darin, daß sie sich nicht von obrigkeitsstaatlichen Traditionen lösen konnten. Grotesk wurde dies Anfang Oktober 1989, als mit Rainer Land einer der Reformkontakte zu Markus Wolf aufnahm, um ihn über das Projekt zu informieren. Wolf reagierte nach eigenen Aussagen begeistert und pflegte in den nächsten Wochen auch die Kontakte zu den Professoren Dieter Segert und Michael Brie. Mag dies für diejenigen, die die DDR mit einem Reformkonzept erhalten woll-

Debatte

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere Geschichte von Professor Heinrich-August Winkler.

ten, auch sinnvoll erschienen sein, so kann es kaum eine Rechtfertigung dafür geben, daß noch am 22. Oktober 1989 Rainer Land, Rosemarie Will und Dieter Segert in einem „Strategiepapier“ formulierten: „Unseres Erachtens ist es nötig, klar zu sagen, bis wohin der Spielraum solcher Initiativen [die der oppositionellen Bürgerbewegung – R.E.] reicht und ab und wann der Staat berechtigt und verpflichtet ist, die Arbeit informeller Gruppen zu kontrollieren, zu kanalisieren oder gegebenenfalls auch zu verbieten“. Weiter hieß es: „der Staat darf und muß [ihre – R.E.] Tätigkeit unterbinden, wenn Verfassungsfeindlichkeit vorliegt“, und „lassen sich nichtöffentliche oder konspirative Formen der Arbeit nachweisen, so besteht ebenfalls das Recht und die Pflicht staatlichen Eingriffs.“ Hier ging es um Machtverteilung innerhalb der SED unter Ausgrenzung der DDR-Op-
position. Dagegen konnte sich eine Gegenelite der Bürgerbewegung an der Humboldt-Universität nicht herausbilden. Dies war ein Grund dafür, daß nach 1990 ein Elitenwechsel unter maßgeblichem Heranziehen westdeutscher Wissenschaftler nötig war.

Die Bürgerbewegung des Jahres 1989 war an der Humboldt-Universität nur ein Strohfeuer,

An der geistigen Vorbereitung der Revolution von 1989 war die Humboldt-Universität unbeteiligt. Im Herbst 1989 gab es nur ein kurzes Aufflammen des Protestes, das vor allem von Studenten und Mitarbeitern des Mittelbaus (mit einem Schwerpunkt an der Charité) ausging und wie ein Strohfeuer schnell wieder erlosch. Die studentischen Forderungen selbst zielten auf unabhängige Studentenvertretungen, offene Informationspolitik, Reisefreiheit, Entwicklung der „sozialistischen Demokratie“, Rettung des „Sozialismus in der DDR“ und Reformierung des Wahlsystems. So beschränkt diese Forderungen auch waren, so entsprachen sie im Kern dem Forderungskatalog nicht geringer Teile der Bürgerbewegung in der DDR des Oktobers 1989. Die Lehrenden der Humboldt-Universität brachten nicht einmal ein so geringes kritisches Engagement wie die Studenten zustande. Nach einer Phase des Entsetzens über den Zusammenbruch des von ihnen getragenen politischen Systems dominierten sehr schnell die Bestrebungen nach einer äußerlichen Neuorientierung, um

so das eigene berufliche Überleben zu sichern.

Die neugewählten universitären Gremien rekrutierten sich weitgehend aus dem alten Personal und machten so eine Selbsterneuerung unmöglich. Für die aus dem studentischen Aufbruch übriggebliebenen 30 oder 40 Aktivisten wurden Themen wie der Aufbau des Studentenrates, elternunabhängiges Bafög und das Statut der Universität wichtig. Die im Herbst 1990 begonnene zögernde Reformdebatte erzwang die äußere Bedrohung. Proteste flammten erst wieder gegen die beabsichtigte „Abwicklung“ einzelner gesellschaftswissenschaftlicher Bereiche auf und erreichten einen hysterischen Höhepunkt mit der Kampagne „Unsern Heiner nimmt uns keiner“, als Rektor Heinrich Fink der Zusammenarbeit mit dem MfS bezichtigt wurde. Ganz unabhängig davon, wie es damit wirklich bestellt war, ist entscheidend, daß eine gerade den Sturz einer Diktatur erlebt habende Studentenschaft wieder blind vertraute und die Frage nach Finks wirklicher Rolle unter der Herrschaft der SED ausblieb. Die Auseinandersetzung um die Geschichte der Universität wurde in den folgenden Jahren auch nur von verschwindend wenigen der neu berufenen westdeutschen Professoren befördert. Zum Schweigen vieler Ostdeutscher mag beitragen, daß in einigen Fachbereichen die Gefahr ihrer zunehmenden Ausgrenzung besteht.

Die Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit der Universität muß auf der Tagesordnung bleiben.

So hat eine breit und öffentliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit an der Humboldt-Universität noch kaum begonnen, spärliche Ansätze sind wieder verkümmert und die vorliegenden Ergebnisse stammen von Außenseitern, die oft aus eigener Betroffenheit heraus forschen. Es gab bisher weder eine öffentliche Ehrung der Opfer und des Widerstandes unter beiden deutschen Diktaturen, noch eine daran erinnernde Gedenktafel oder von der Universität publizierte wissenschaftliche Veröffentlichung. Wenn sich Gruppen von Studenten mit Widerstand und Verfolgung an der Universität unter der Diktatur auseinandersetzen, ist der Nationalsozialismus gemeint. Auch die 1991 ansatzweise beginnende Diskussion um die Staatssicherungsverstrickungen der Universität ist gescheitert. Dabei geht es nicht darum, daß noch eine größere Anzahl „inoffizieller Mitarbeiter“ an der Universität arbeiten würde, sondern vielmehr darum, daß ein inneruniversitärer Diskurs über ethische Maßstäbe des Verhaltens von Forschern und Universitätslehrern gegenüber totalitären Geheimdiensten ausblieb. Darüber hinaus ist die Geschichte von Opposition und Widerstand an der Humboldt-Universität bisher extrem vernachlässigt worden, und die Oppositionellen haben wohl auch weiterhin mit dem Problem ihrer moralischen Anerkennung zu ringen. Rein formale Rehabilitierungen als Opfer der SED-Diktatur können hier kaum weiterhelfen, außerplanmäßige Anstellungen scheiterten in der Regel an den jetzt gültigen, bundesdeutschen, formalen Berufungskriterien, und der gegenwärtige Sparzwang läßt keine Veränderung erwarten. Unabhängig davon bleibt die Auseinandersetzung mit der jüngsten universitären Vergangenheit auf der Tagesordnung.

Stilleben 1995



Foto: Atze

Der Generationsbetrug



Der Autor Jörg Tremmel über das Verhältnis der Generationen zueinander

Die Zukunftschancen der jungen Generation werden in vielen Bereichen immer mehr verdunkelt. Insbesondere die herrschende Politikergeneration, welche die wichtigen Entscheidungen für dieses Land trifft, lebt bedenkenlos auf Kosten zukünftiger Generationen. Ich mache das an drei großen Themenkomplexen fest:

Die fortschreitende Umweltzerstörung bedroht die gesunden Lebensgrundlagen der Jugend. Jede aufwachsende Generation hat das Recht, daß ihr die Umwelt von ihren Eltern in einem ordentlichen Zustand übergeben wird. Schließlich ist jede Generation von Menschen, die unseren blauen Planeten bewohnt, nur Mieter, nicht aber Eigentümer. Es ist die Pflicht jeder Elterngeneration, das Naturvermögen, daß sie vorfindet, nicht zu vermindern, weil sonst ihre Enkel schlechtere Startchancen bekommen als sie selbst. Der letzten Generation wurde dieses Land vor knapp 30 Jahren übergeben. Die Bilanz ihres Wirkens in knappen Zahlen: Zwischen 1970 und 1995 ist die Straßendichte auf 235.000 Kilometer angewachsen, entsprechend hat sich die Zahl der Pkw von 20 Mio auf 40 Mio verdoppelt. Dies hat maßgeblich dazu beigetragen, daß die Waldschäden auf heute 70% angestiegen sind. Die Zahl der bedrohten Tier- und Pflanzenarten ist von weniger als 30% auf mehr als 50% angestiegen, die Zahl der Asthmaerkrankungen hat sich verzehnfacht. Außerdem wurden mehr als 10 Tonnen Plutonium als Abfallprodukt in deutschen AkWen produziert, von dem niemand weiß, wo es hin soll. Dies ist die Erbschaft, die meiner Generation hinterlassen wird. Nicht zu vergessen ist auch, daß Deutschland maßgeblich an globalen Umweltproblemen wie Treibhauseffekt, Ozonloch, Überfischung der Meere usw. beteiligt ist.

Zwar wird der allgemeine Satz „Wir leben auf Kosten unserer Kinder“ nicht selten zitiert, auch von Älteren. Aber mit dem „wir“ können die Jugendlichen von heute wohl kaum gemeint sein, denn sie haben bisher weder etwas Entscheidendes zur Naturzerstörung beigetragen, noch hatten sie eine Chance, die in den letzten Jahrzehnten begangenen Umweltsünden zu verhindern.

Stiftung

Vor kurzem ist im Eichborn Verlag das Buch „Der Generationsbetrug“ von Jörg Tremmel erschienen. Das Buch klagt deutlich die ältere Generation und ihr bedenkenloses Handeln an und zeigt Mißstände im Umgang mit der Welt auf. Ferner bietet der Autor eigene Lösungsvorschläge, wie z. B. im Bereich der Rentenzahlungen an. „Der Generationsbetrug“ setzt ganz klare Zeichen, daß es an der Zeit ist umzudenken.

In Ergänzung zu seinem schriftstellerischen Engagement für eine gerechte Chancenverteilung zwischen den Generationen möchte der Autor eine unabhängige und überparteiliche Stiftung ins Leben rufen, die sich als Interessenvertretung der heutigen und späterer Generationen versteht.

In Frankreich existiert bereits eine vergleichbare Einrichtung, „le conseil pour les droits des générations futures“, gegründet von dem Meeresbiologen und Ökologen Jacques-Yves Cousteau. Das erfolgreiche Wirken dieser Institution in der französischen Öffentlichkeit hat sie zu einer moralischen Instanz mit beträchtlichem Einfluß gemacht. Diesem Erfolg will er nachzueifern.

Die Stiftung soll von jungen und älteren Leuten gemeinsam realisiert und geführt werden, um deutlich zu machen, daß das Engagement für die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft generationsübergreifend ist. Dem Stiftungsvorstand sollen neben Vertretern der Jugendorganisationen aller demokratischen Parteien auch andere Jugendliche angehören, die sich beim Einsatz für die junge oder zukünftige Generationen besonders hervorgetan haben. Bisher zugesagt haben Benjamin Kiesewetter, der mit 17 Jahren vor dem Bundesverfassungsgericht sein Wahlrecht einzuklagen versuchte, sowie Vertreter der Jungen Union, der Jusos, der Julis und der Grünen Jugend. Die andere Hälfte des Vorstandes soll sich aus anerkannten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zusammensetzen.

Die gemeinnützige Stiftung braucht jedoch ein Mindestkapital von 50.000 DM, um genehmigt zu werden. Das Stiftungsvermögen bleibt dabei ungeschmälert auf Dauer erhalten, nur die anfallenden Zinsen werden für die Verwirklichung des Stiftungszwecks verwendet. Jörg Tremmel überläßt sämtliche Honorare aus seinem Buch „Der Generationsbetrug“ der Stiftung.

Infos über die Stiftung oder das Buch gibt es bei Babette Schäfer vom Eichborn Verlag: 069/ 25600314

Als zweiten Bereich mache ich die Staatsverschuldung aus. Es ist unumstritten, daß jede Generation im Rahmen ihrer Mittel leben und wirtschaften muß. Keine Generation darf über ihre Verhältnisse leben und die Bezahlung ihrer

Konsumausgaben den nachfolgenden Generationen überlassen. Genau dies aber geschieht zur Zeit. Durch die hemmungslose Ausgabensucht der Politiker ist die Staatsverschuldung auf einer neuen historischen Höchstmarke angekommen – und steigt weiter! Schon heute muß jede vierte Mark der Staatseinnahmen völlig unproduktiv für den Schuldendienst der Altschulden ausgegeben werden. Dies bedeutet, daß die Fähigkeit der nächsten Generation, selbst Politik zu machen, immer mehr eingeschränkt wird. Es wird doch niemand bezweifeln, daß es in 30 Jahren, wenn die heutige Jugend einmal das Ruder übernommen haben wird, auch noch konjunkturelle Schwankungen, Naturkatastrophen, soziale Not oder mangelnde Bildung geben wird. In all diesen Fällen ist der Staat gezwungen, Geld auszugeben. Aber wie sollen wir dann überhaupt noch reagieren, wenn die heute herrschende Generation schon alle finanziellen Spielräume ausreizt. Wer heute einen Schuldenberg aufhäuft, der fesselt der nächsten Generation von vornherein die Hände.

Das dritte Beispiel für den Betrug an der jungen Generation sind die Renten. Wenn die Politiker Kohl, Blüm oder Dreßler gebetsmühlenartig wiederholen: „Die Rente ist sicher“, so können damit nur ihre eigene Altersversorgung meinen. Für alle, die heute unter 40 sind, ist es nämlich keineswegs sicher, ob sie noch im Alter mit Rentenleistungen rechnen können, die ihren heutigen Beitragszahlungen entsprechen. Der Grund dafür ist weniger die Arbeitslosigkeit als vielmehr die demographischen Veränderungen in den nächsten Jahrzehnten. Während heute auf jeden Rentner noch drei Erwerbstätige kommen, werden es im Jahr 2030 nur noch anderthalb sein.

Wir brauchen keinen „Krieg der Generationen“, sondern ein faires Miteinander, welches die Chancengleichheit der Generationen sichert.

Jörg Tremmel

Buch



POLITIK Töpfer bekämpft die Obdachlosigkeit

und 6 Milliarden singen "Sweet Home Chicago"

HABITAT II

Ein gewaltiges Räumfahrzeug, das führerlos aber unaufhaltsam über eine zur Mülldeponie degradierte Erde pflügt und dabei das neoliberale Projekt eines grenzenlosen, babylonischen Turmbaus vorantreibt; Akropolis, Colloseum, Taj Mahal, Eiffel-Turm und Chrysler-Building dienen gleichermaßen als Fassaden und Versatzstücke, Buddha, Pieta, Rodins Denker und Marilyn Monroe als beliebig kompatible Ikonen einer Weltzivilisation, die mit immer höheren Baukränen, Kühltürmen und Raumfahrtprojekten weiter dem technologischen Fortschritt huldigt; zur Seite geschoben und platt gewalzt werden auf seinem Weg die Behausungen unzähliger Menschen, die zu klein und zu unbedeutend scheinen, um von dieser, den ganzen Globus beherrschenden Maschinerie noch wahrgenommen zu werden.

So pathetisch, aber wahrhaftig, da sich echtes Entsetzen spiegelt, zeigt das apokalyptische Gemälde eines ostasiatischen Künstlers unsere Welt – gesehen auf einer Demonstration, die am Rande der gerade zu Ende gegangenen Weltsiedlungskonferenz in Istanbul stattfand.

Ein bunt zusammengewürfelter Haufen von Wohnungsrechtlern aus aller Herren Länder wollte dort mit Losungen auf bunten Fahnen und fröhlich-kämpferischem Getromme von der „Altstadt“ der byzantinischen Kaiser und Sultane zum Zentrum des Konferenztreibens ziehen und so für die Anerkennung eines allen Menschen eigenen Rechts auf angemessene Behausung durch die auf der HABITAT II versammelten Regierungen werben.

„Housing is a Human Right!“

Weit kam man letztlich nicht. Nach einem temperamentvollen Auftakt quälte sich die Demo zunächst durch eine Unterführung und über den Gehweg entlang der insgesamt achtspurigen Galata-Brücke, bevor eine unüberschaubare Menge von Ordnungskräften ihr dann, auf der anderen Seite des Goldenen Horns angelangt, mit dem Hinweis auf eine angeblich fehlende Genehmigung und die Gefahr einer Verkehrsbehinderung entschlossen ein Ende setzte.

Und doch waren die Veranstalter zufrieden: Schließlich waren genügend Fernsehkameras zugegen, um die zentrale Botschaft der Teilnehmer – „Housing is a Human Right!“ – in die Wohnzimmer der gut behausten Teile der Menschheit zu tragen; und auch eine Gruppe von Kurden, die – unter dem Vorwand der Terrorismusbekämpfung – im Gastgeberland selbst hunderttausendfach Opfer von Umsiedlungen und Vertreibungen sind, konnte sich – von Konferenzteilnehmern schützend umringt und unter den Augen der internationalen Presse – für kurze Zeit Gehör verschaffen.¹ Mehr öffentlicher Raum ist im Polizeistaat Türkei also auch für die – während der HABITAT eine gewisse Narrenfreiheit genießende – internationale NGO-Gemeinde nicht zu erobern gewesen.

In einer Zeit, in der selbst in einem reichen Industriestaat wie Deutschland die Zahl der Menschen ohne Wohnung oder Obdach auf 900.000 gestiegen ist (was auch der von der Bundesregierung für Istanbul erarbeitete Nationalbericht konze-

diert), hat die Idee eines in UN-Dokumenten verbrieften und durch Selbstverpflichtungen der nationalen Regierungen garantierten Rechts auf eine angemessene Behausung etwas wahrhaft Revolutionäres. Schließlich stellt es zwangsläufig die von IWF und Weltbank international durchgesetzte, universale Herrschaft des Marktes in Frage und verlangt nach einer dezentralen und echte Teilhabe ermöglichenden Demokratie.

Wie allseits bekannt, ist das Problem für Millionen Menschen vor allem in Afrika, Lateinamerika und Asien existentiell. Wo Bürgerkriege ganze Völker zwingen, ihre Siedlungen aufzugeben und außer Landes zu fliehen, wo Megastädte immer weiter wachsen, weil selbst in ihren Slums mehr Aussicht besteht zu überleben, als auf dem zwischen Großgrundbesitzern und internationalen Rohstoffkonzernen aufgeteilten oder schlicht unfruchtbar gewordenen Land, wo die Bewohner solcher Armensiedlungen nur geduldet sind, bis man ihre Hütten zugunsten einer neuen Ausfallstraße, einer Ausbreitung von „City-Funktionen“ oder einer forcierten Olympiabewerbung dem Erdboden gleichmacht, ist die Forderung nach Wohnrecht Dreh- und Angelpunkt sozialer Bewegungen.

Obwohl die Vergangenheit gezeigt hat, daß UN-Deklarationen oft das Papier nicht wert sind, auf dem sie geschrieben wurden, setzten die nach Istanbul gereisten Nicht-Regierungsorganisationen (NGOs) und „community-based-organizations“ (CBOs) alles daran, die Aufnahme geeigneter Formulierungen in das Abschlußdokument, den „Globalen Aktionsplan“, zu erwirken. Dabei erfuhren sie – man höre und staune – von der von Bundesbauminister Töpfer angeführten deutschen Regierungsdelegation und anderen EU-Staaten wertvolle Unterstützung. Daß die genannte Forderung im verabschiedeten Text nur stark verwässert auftaucht, ist natürlich dem UN-Prinzip der Einstimmigkeit geschuldet. Vor allem die USA wollten sich auf eine Verwirklichung des Rechts auf Wohnen nur mit der Einschränkung verpflichten, daß sie „schrittweise“ (progressively) erfolgt, und legten Wert auf die Feststellung, daß es keiner besonderen Erwähnung als Menschenrecht bedürfe, da es sich ohnehin aus den schon verbrieften ableiten ließe. Muß man daraus nun folgern, daß unsere Regierenden, aller Aufregung um Sozialabbau und Deregulierung zum Trotz, noch immer weit „progressiver“ denken als die Marktführer von der anderen Seite des Großen Teichs? Nicht unbedingt! Kritische Beobachter weisen darauf hin, daß im angelsächsischen Rechtssystem internationale Vereinbarungen vom Schlage der „Habitat Agenda“ durchaus Konsequenzen für die Rechtsprechung vor Ort haben können. Wo die Sammlung gerichtlicher Präzedenzfälle („case-law“) Gesetzbücher in vielen Bereichen ersetzt, könnte eine eindeutige, staatliche Wohnraum-Garantie – einmal von einem geschickten Anwalt erstritten – theoretisch eine Prozeßlawine von Obdachlosen nach sich ziehen. Ein solches Risiko gehen deutsche Sonntagsredner auf internationalen Bühnen nicht ein. Wie ehrlich die hierzulande nur moralisch einklagbaren Selbstverpflichtungen der Bundesregierung u.a.

¹ Zum Verständnis der türkischen Gesellschaftskrise trägt die letzte Ausgabe „Le monde diplomatique“ bei (erschien als Beilage zur „taz“ vom 21.6.96).



zu einer "dauerhaften Wohnversorgung von Obdachlosen"² gemeint sind, wird sich erst zeigen, wenn die Umsetzung der vielen lobenswerten Zielsetzungen entschlossen von der Gesellschaft eingefordert wird.

"... dauerhafte Wohnversorgung von Obdachlosen..."

Auch was das Bemühen um eine "nachhaltige Siedlungsentwicklung" angeht, den anderen Schwerpunkt der HABITAT-Konferenz, hat sich die deutsche Delegation weit aus dem Fenster gelehnt und Töpfer einmal mehr gezeigt, daß er der bessere Genschman ist.

Nach den schockierenden Veröffentlichungen der Wissenschaftlervereinigung "Club of Rome" Anfang der Siebziger Jahre ("Die Grenzen des Wachstums") ist die euphemistisch "Weltgemeinschaft" genannte Versammlung der Regierungen eine entschlossene Neuorientierung in Sachen Weltwirtschaft schuldig geblieben. Seit 1987, als das Konzept des "sustainable development" durch den Brundtland-Bericht erstmals in die internationale Diskussion eingeführt wurde, ringt man auf UN-Konferenzen zwischen Nord und Süd um gemeinsame Strategien für "nachhaltige" Wirtschafts- und Siedlungsweisen. Zwar haben die Industrieländer theoretisch schon mit der auf dem Rio-Gipfel 1992 verabschiedeten "Agenda 21" eingestanden, daß eine Lösung der globalen Umweltkrise an ihrem eigenen Verschwendungswohlstand ansetzen müßte. Doch die mangelnde Einsicht, daß die ökologische Misere nicht zu bekämpfen ist, solange die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Ungleichgewichte, die für ihre Entstehung verantwortlich sind, nicht angegangen werden, hat nötige Konsequenzen bislang verhindert und stand auch in Istanbul wieder einer Einigung auf mehr als Unverbindlichkeiten im Wege. Einmal mehr wurden dort "positive Aktionen" in den Bereichen Entwicklungsfinanzierung, Internationaler Handel, Schulden und Technologietransfer gefordert. Der böse Verdacht der als "G 77" zusammenschlossenen Entwicklungsländer, das Rezept "Nachhaltige Entwicklung" sei nur ein Trick des Nordens, ihnen den bei uns erreichten Wohlstand vorzuenthalten, ließ sich wieder nicht entkräften. Wer kann ihnen diesen Argwohn verdenken, solange die ungebrochene Wachstumsorientierung und die Totschlagargumente der Standortdiskussion hierzulande ein ökologisches Umdenken blockieren, das über Modellprojekte und kosmetische Eingriffe hinausginge.

Vielleicht blockiert uns aber auch ein Mangel an Phantasie, die sich Nate aus Chicago, den ich auf dem Istanbul "Global Forum" der NGOs kennenlernen durfte, bis in sein achties Lebensjahrzehnt bewahrt hat. Als erstes hat mich der Weltkriegsveteran und Kolumnist mit einem Loblied auf das suburbane Amerika schockiert. ("Beelzebub!", schoß es dem Studenten der herrschenden Lehre von "Urbanität durch Dichte" und "Flächenschonung durch Innenentwicklung" durch den Kopf.) Nein, nein, die autogerechte Stadt mag Nate auch nicht, aber was bitte soll nachhaltig daran sein, Menschen in Hochhäusern zu stapeln, ohne ein eigenes Stückchen Land, um das sie sich kümmern, auf dem sie sich in der Sonne räkelnd oder auf das sie selbst ein Apfelbäumchen pflanzen könnten – ob aus Verbundenheit zur Mutter Erde oder als marktunabhängige Quelle der Ernährung sei

dahingestellt. (Aha, denke ich mir, ein Hundertwasser mit amerikanischen Träumen, schön!) Weich geworden, lenke ich ein: In Amerika mag sowas ja angehen, aber wir in Deutschland sitzen ja so dicht aufeinander, was soll da übrigbleiben von der Natur, wenn jeder sein Einfamilienhaus baut? (Und ertappe mich dabei, einen Kämpfer der Anti-Hitler-Koalition über das „Volk ohne Raum“ zu belehren.) Geduldig blättert Nate in seinem dicken Bündel Essayismus... das da, das sollte ich einmal lesen, vielleicht würde dann manches klarer:

Man stelle sich vor, jedem derzeit lebenden Erdbewohner würden etwa 40 m² zur Verfügung gestellt. Das sei ganz einfach, denn wenn man Teppichboden am laufenden Meter kauft, dann nimmt man meistens ein 20 m²-Stück mit nach Hause, naja und die Fläche, die wir pro Erdling zumessen, sei eben genau doppelt so groß.

Eine Frage der Verteilung

Eine vierköpfige Familie könnte sich dann beispielsweise 160 m² teilen – und zur Erläuterung zeichnet Nate eine Skizze, wie sich auf dieser Fläche ebenerdig ein Häuschen mit separaten Zimmern für Kinder und Eltern, großer Wohnküche und Bad unterbringen ließe und für einen Nutzgarten samt Obstbaum bliebe auch noch Platz. (Eine Ziege oder Geflügel teile man sich mit dem Nachbarn.)

Machen wir ernst und multiplizieren die 40 m² mit 6 Milliarden Erdlingen, kommen wir gerade mal auf 240.000 km², was der Fläche des US-Staats Illinois entspricht.³ Nach Nates Modellrechnung hält die Welt heute und in Zukunft für jeden Menschen mehr als genug Platz bereit, um ein Dach über dem Kopf und die Subsistenz zu sichern. Was soll also das dumme Gerede von der drohenden Überbevölkerung?

Ist eben doch alles eine Frage der Verteilung!

geck

³ Inzwischen habe ich nachgerechnet und das Lexikon bemüht, das für Illinois nur ca 146.000 km² angibt. Da sich die Differenz auf die Schnelle nicht ausräumen läßt, ich aber meine Überschrift ungenügend opfern möchte, schlage ich vor, der Leser setzt in Gedanken "Colorado" oder „die alte Bundesrepublik“ ein.

P.S.: Wer mehr über die Ergebnisse der HABITAT-Konferenz und mögliche Konsequenzen für die Berliner Stadtentwicklung erfahren möchte, hat am 17.7. auf einer ganztägigen Veranstaltung im „Haus der Demokratie“ Gelegenheit dazu. Genaueres weiß man beim „HABITAT II-Informationsbüro Berlin“, Tel. 240 63 233.

Auf dem Fahrrad von Paris nach Istanbul: "LE DROIT AU LOGEMENT"



Foto: geck

² Vgl. Punkt 87 des in Istanbul massenhaft unters Volk gebrachten "Nationalen Aktionsplans zur nachhaltigen Siedlungsentwicklung". Wahrscheinlich kostenlos zu beziehen über das Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Deichmanns Aue, 53179 Bonn.

Informationen der Allgemeinen Studienberatung

Ende der Bewerbungsfrist

Achtung: Am 15. Juli endet die Bewerbungsfrist für das Wintersemester 1996/97. Wer in einem Fach mit Numerus clausus studieren möchte, muß sich bis zu diesem Termin bewerben. Das Studienangebot und das ZVS-Heft (mit Zulassungsantrag) gibt es bei der Allgemeinen Studienberatung (Hauptgebäude Zi. 2008), die Formulare für eine Bewerbung an der Humboldt-Universität sind vom Studentensekretariat zu beziehen.

Sprechstunde des Arbeitsamts

Das Arbeitsamt bietet eine Sprechstunde in der Allgemeinen Studienberatung (Hauptgebäude Zi. 2008) an. Jeden Montag von 13.00 bis 15.00 Uhr kann dort ohne Voranmeldung ein/e Mitarbeiter/in der „Berufsberatung für Abiturienten und Hochschüler“ konsultiert werden.

Lehrgänge für Studentinnen

Die Studienabteilung (Berufliche Weiterbildung) bittet ab sofort um Anmeldung (mit Name, Anschrift, gewünschtem Lehrgang, Kopie der Immatrikulationsbescheinigung) für die folgenden Lehrgänge für Studentinnen:

„Überzeugende Präsentation“ 16.+17.09.oder 23.+24.09.96
„Bewerbungstraining“ 12.10.+13.10.96
„Kommunikationstraining“ 4.11.+6.11.96

Termin: jeweils 9.00-15.00 Uhr.

Ort: Erieseering 42, Haus 2

10319 Berlin (U-Bahnhof Tierpark)

Information: Frau Dr. Jänicke, Tel.: 51537-211.

Workshop „Studieren mit Kind“

Am 21.6.96 fand an der HUB auf Initiative der Frauenbeauftragten Dr. Marianne Kriszio ein Workshop zum Thema „Studieren mit Kind“ statt. Auf diesem Workshop wurden die Kitas der FU (ab 2 Jahre; 174 Plätze), der HUB (auch kleinere Kinder; zur Zeit 50) und des Virchow-Klinikums (130 Plätze) vorgestellt. Alle diese Einrichtungen stehen nicht nur Studierenden, sondern auch Mitarbeiterinnen aus Technik und Verwaltung bzw. dem Klinikumspersonal zur Verfügung. Die Kita am Virchow-Klinikum soll dort demnächst ausgegliedert und vom Studentenwerk übernommen werden und soll dann auch Betreuungsplätze für Eltern aus der benachbarten Technischen Fachhochschule im Wedding anbieten. Die Einrichtung des Studentenwerks an der TU ist ein Angebot ausschließlich für Studierende (1 Krippe mit 20 Plätzen und eine Einrichtung für Kinder von 2-6 Jahren mit 100 Plätzen). Sie steht auch Studierenden anderer Einrichtungen zur Verfügung, sofern die keine eigene Kitas haben.

Dazu kommen einige Einrichtungen, die aufgrund studentischer Initiativen entstanden: die FUni-Mäuse, die zunächst als studentische Selbsthilfegruppe gegenseitige Betreuung für kürzere Zeitabschnitte anboten, aber inzwischen auch eine hauptamtliche Erzieherin haben, und die Humbole, die sich durch ihre ungewöhnlichen Öffnungszeiten hervorheben: täglich zwischen 16 und 20 Uhr geöffnet.

Folgende Probleme studierender Eltern sind nach der gegenwärtigen Rechtslage unbefriedigend gelöst:

- Im Unterschied zu Promotionsstipendien gibt es keine Kinderbetreuungszuschläge beim BAföG.
- Studentinnen mit Kind haben keine Anspruch auf Sozialhilfe.
- Sie haben keine Möglichkeiten zum erfolgreichen Studien-

abschluß durch die sog. Freischußregelung.

- Es gibt kein Darlehenserlaß beim BAföG bei besonders kurzen Studienzeiten.

- In allen bestehenden Regelungen zum Auslandsstudium sind studierende Mütter nicht vorgesehen.

- Fachrichtungswechsel sind nur noch bis zum 2. Semester erlaubt.

- Die Förderungsdauer wird generell um ein Semester verkürzt.

- Wenn Studierende arbeiten, sind sie künftig sozialversicherungspflichtig.

- Darüber hinaus sind studierende Mütter von einer geplanten Veränderung des Sozialhilferechts bedroht.

Auf dem Workshop wurden folgende Forderungen aufgestellt:

- Elternunabhängiges BAföG für Studierende mit Kindern

- Kinderbetreuungszuschlag bei BAföG (Angleichung an die Regelung bei Promotionsstipendien)

- Änderung von § 26 Abs. 2 BSHG: Anerkennung der Situation alleinerziehender Studentinnen als Härtefall (Zusatzforderung: Anspruch auf Sozialhilfe für studierende Mütter bzw. Eltern auch dann, wenn sie verheiratet sind, aber kein Einkommen haben.)

- Forderung: spezielles Stipendienprogramm für Studieren mit Kind (z.B. für Frauen, die kein Anrecht auf BAföG haben).

- Verbesserung der Anrechnungsmöglichkeiten von Kindern auf die Studiendauer (für jedes Lebensjahr des Kindes 1 Semester Verlängerung der Förderung, nicht nur 1 Semester für den Zeitraum von 1-3 Jahren und 2 Jahre für die Zeit von 4-6 Jahren)

- Möglichkeiten studierender Eltern, von der Freischußregelung Gebrauch zu machen.

- Möglichkeit nachträglicher Beurlaubungen wegen längerer Erkrankungen von Kindern während des Semester

- Kinderzuschläge für Studierende mit Kind auch bei Auslandsstudium

- Möglichkeit der finanziellen Unterstützung von ausländischen Studierenden mit Kind.

Beratung für ausländische Studierende

An unserer Uni gibt es ca. dreitausend ausländische Studierende, die Sprache und Kultur unseres Landes erlernen und erleben möchten.

! Wir möchten Euch miteinander bekannt machen!

Wir sind Anlaufstelle vor allem für ausländische, aber auch deutsche Studierende, die Lust auf Sprach- und Kulturaustausch haben, z.B.

- eine Sprachpartnerschaft (Tandem-Prinzip) beginnen

- Stadtspaziergänge in Berlin für ausländische und deutsche Studierende vorbereiten/durchführen

- gemeinsam kulturelle Veranstaltungen, Vorträge besuchen und vieles mehr...

Wir möchten Adressen von deutschen und ausländischen Studierenden sammeln, die sich für Sprachpartnerschaften interessieren (z.B. deutsch-spanisch, deutsch-französisch...)

Bitte meldet Euch am besten noch vor Beginn des Wintersemesters, damit wir bei Ankunft der neuen Studierenden schon wissen, was und wer sie hier erwartet. Kommt vorbei oder hinterlegt Eure Adresse im Fach „Sozialberatung“ im RefRat Büro.

Beratung für ausländische Studierende
Dorotheenstraße 12

(weiße Baracke gegenüber RefRat-Büro)
Telefon: 2093-2274

Sprechzeiten SS 1996:

Mo 8-14 Uhr Di 10-16 Uhr Mi 12-18 Uhr Do 8-14 Uhr

STUDIIEREN

Gut gezittert ist halb gewonnen

Neue Körperlichkeit beim HUB-Protest

Aktion

Das Laub der Linden im Lustgarten wiegt im lauen Sommerwind, Schatten huschen über die golden-bronzene Patina auf der Haut entblößter Jünglinge. Um ein Podest herum knistern Kohlestifte auf Papier, im Hintergrund verliert sich Saxophon-Jazz. Die Humboldtschen Kunsthistoriker inszenierten den wohl ästhetischsten Protest im bisherigen Berliner Hochschulstreit.

Besonders im Bereich der Geisteswissenschaften sinkt das Level der Universitäten auf die flache Ebene des Kabinetts Dieppen. Während ein Großteil der bedrohten Institute die Tugend in der Not diskutierten, waren es sowohl an der HUB als auch an der FU allein die Kunsthistoriker, die über mehrere Wochen hinweg konsequent streikten und protestierten.

„Es muß schon etwas Höheres sein, für das man sich in dieser Form einsetzt“ sagte der Bessergebaute. Die Rechnung, ausgezogene Aktionen machen wenigstens die Presse heiß, war gut kalkuliert: Die Nacktheit zog die Fotografen an wie ein Pferdeapfel Fliegen. Interessanterweise schien übrigens den männlichen Kandidaten der Auftritt etwas leichter zu fallen als ihren Kolleginnen, die die Arbeit der Zeichner durch wallende Drappés verkomplizierten.

Eine in gewisser Weise innovativ erregende Atmosphäre, die das happening wohlthuend überlagerte, kann über die gedrückte Stimmung in den Instituten jedoch nicht ganz hinwegtäuschen. Zum einen sah man den „dressmen“ die Kälte an. Zum anderen war die Beteiligung am zweiwöchigen Streik mies, erst recht sah man sich von all den anderen Bekürzten im Regen stehen gelassen. Die hätten es jedoch besonders nötig gehabt, sich

etwas einfallen zu lassen, den HUB Kunstgeschichtlern jedenfalls geht es momentan besser als manch anderem Institut. Anders sieht es da an der FU aus, wo den zweitausend Studierenden einer von ihren sieben Profs kupiert werden soll. Die HiWi-Stellen fallen sowieso weg, was zur Folge hat, daß die von ihnen organisierte Diathek in einem unübersehbaren Chaos versinkt, und die wohl beste kunsthistorische Bibliothek Deutschlands in Dahlem wird im Jahrgang '96 große Lücken aufweisen.

Diese Zustände motivierten aber keinen FU-Mann, sich zu den idealistischen Humboldt-Schönheiten zu gesellen. Die jedenfalls wurden berühmt: Das japanische Fernsehen sah sich zu einem Bericht von der Front des kulturellen Verfalls in Europa genötigt und schenkte den beiden allseits bewunderten Mutigen einen interkontinentalen Exklusivauftritt.

antrobis

STUDIEN Virchorité – oder was?

Die geplante Zusammenlegung von Charité und Virchow-Klinikum – eine Bestandsaufnahme

Entsprechend dem Gesetz über die Neuordnung der Hochschulmedizin (UniMedGesetz) vom 3. Januar 1995 sollen die Medizinischen Fakultäten der Humboldt-Universität und der Freien Universität spätestens zum 1.10.1997, die Charité und das Virchow-Klinikum spätestens zum 1.1.2000 fusioniert sein. Folgt man neueren Äußerungen der Leitungen sowohl der Fakultäten als auch der Kliniken, soll diese Fusion nun schon zum 1. April 1997 bzw. 1. Januar 1997 erfolgen, wobei aufgrund der immer schwieriger werdenden Wirtschaftsführung noch getrennter, aber bereits zum Teil vernetzter Institutionen ein früherer und möglichst gleichzeitiger Zusammenschluß von Fakultäten und Kliniken erfolgen soll.

Nach anfänglichen großen Problemen hielt inzwischen ein pragmatischer Realismus in den meisten der beteiligten Köpfe Einzug: Man hat sich abgefunden und ist versucht, aus der jetzigen Situation das Beste zu machen. Und diese Chance wurde beispielsweise von den Studierenden – wenigstens von einem kleinen, aber sehr aktiven Teil – intensiv genutzt. Von den Ausbildungskommissionen beider Fakultäten und einer Gruppe von Studierenden, die sich in der Arbeitsgruppe Studiengestaltung zusammenfanden, wurde eine neue Studienordnung erarbeitet, die ihren Weg durch den Akademischen Senat bereits genommen hat und inzwischen dem Berliner Senat vorliegt.

Neue Studienordnung

In dieser neuen Studienordnung sind wichtige Änderungen gegenüber der alten enthalten. So soll die Charité in Zukunft auf Semesterbetrieb umgestellt und der Studienbeginn damit sowohl zum Winter- als auch zum Sommersemester möglich werden. Das heißt auch, daß jede Veranstaltung zweimal im Jahr angeboten wird, wodurch sich die Möglichkeiten der Flexibilisierung des Studiums erhöhen und die Belastung der Lehrveranstaltungen gleichmäßiger wird. Die halbjährliche Immatrikulation kann allerdings erst im Wintersemester 1997/98 beginnen, bedingt durch die Vergabe der Studienplätze durch die ZVS, die schon im April erfolgt, während die neue Studienordnung erst ab dem 1. Oktober gelten wird.

Bedeutend ist auch die Stärkung der Position der Ausbildungskommission. In Zukunft besitzt sie weitreichende Kompetenzen bei der Mitgestaltung der Stundenpläne, der Kontrolle über die Abstimmung der Lehrinhalte und die Verzahnung von vorklinischer und klinischer Ausbildung und der Genehmigung von Pflichtveranstaltungen, die in der vorlesungsfreien Zeit stattfinden. Die Bestätigung der Praktikumsordnungen der einzelnen Fächer muß durch die Ausbildungskommission erfolgen; sie besitzt Vorschlagsrecht für die Studienabschnittskordinatoren und entscheidet über Härtefälle.

Geänderte Bestimmungen sollen auch für die Studienorganisation gelten. Die – für das UKRV neue – Einschreibung in Seminargruppen wird an der Charité aufgrund der guten Erfahrungen, die damit gemacht wurden, beibehalten. Festgeschrieben werden eine einwöchige Orientierungseinheit für das erste vorklinische Semester und eine zweitägige für das erste klinische Semester; innerhalb dieser Orientierungseinheiten werden die Einschreibungen in die Seminargruppen erfolgen. Von den 20 Plätzen jeder Seminargruppe werden drei für die ebenfalls neu einzurichtende Tauschbörse reserviert. Dort ha-

ben beispielsweise Studierende mit Kind oder mit Mandaten in Gremien der universitären Selbstverwaltung Priorität.

Präzisiert wurden schließlich auch einige Regelungen, die die Ausbildung im Praktischen Jahr betreffen.

Um alle Studenten an den Entscheidungen über die neue Studienordnung zu beteiligen, wurden Vollversammlungen an Charité und UKRV einberufen, zu denen alle Studierenden eine persönliche Einladung bekamen. Die Beteili-

gung war zwar mit etwa einem Sechstel der Studenten der Charité und einem Zehntel der Virchow-Studis höher als sonst, in Anbetracht der persönlichen Einladungen trotzdem eher gering.

Zum Wintersemester wird also für alle Studenten, die dann einen neuen Studienabschnitt beginnen, eine neue Studienordnung gelten. Damit entsteht für diese Studenten die Frage, ob sie nach der alten oder der neuen Studienordnung weiterstudieren wollen. Daher wird an alle Betroffenen ein Brief geschickt werden, der ihnen die Entscheidung für eine dieser Studienordnungen überläßt. Für diejenigen, die weiter nach der zur Zeit ihrer Einschreibung gültigen Ordnung studieren wollen, gilt Bestandsschutz, allerdings nur für die auch in der Studienordnung geregelten Belange. Aufgrund der in vielen Punkten für Studenten besseren neuen Ordnung geben Studentenvertreter die Empfehlung, sich für diese zu entscheiden.

Ebenfalls zum Wintersemester müssen sich – wie auch schon zu den letzten beiden Semestern – diejenigen Studenten der Freien Universität, die das vorklinische Studium abschließen, entscheiden, an welcher Universität sie ihr Studium fortsetzen wollen. Nach dem UniMedGesetz sollen sie zu gleichen Teilen auf beide Unis verteilt werden: „Die Verteilung erfolgt soweit möglich nach Wahl der Studenten und Studentinnen, im übrigen wird durch Los entschieden.“ Bis jetzt aber liegen den betroffenen Studenten weder Studienordnung noch Stundenpläne vor. Ein gemeinsamer Studienführer für Charité und UKRV ist in Arbeit, wird aber kaum vor September erscheinen können.

400 Studienplätze weniger

In Berlin sollen jährlich nur noch 600 Medizinstudenten (statt bisher etwa 1000) immatrikuliert werden, davon 400 an der Humboldt-Uni und 200 an der FU. Fraglich ist allerdings auch hier, ob die vom Senat zusammengeschusterte Gesetzeslösung der Realität standhalten wird: Schließlich konnten sich abgewiesene Studenten vor dem Berliner Verwaltungsgericht einen Studienplatz an der FU erstreiten. Und auch für die Zahnmedizin gilt ähnliches: Im Haushaltsstrukturgesetz ist auch geregelt, daß Zahnmedizin nur noch an der Humboldt-Uni studiert werden kann. Jetzt aber haben sich erfolgreich sieben Studenten eingeklagt – das heißt also, daß diesen Studenten im kommenden Semester an der FU eine angemessene Ausbildung gewährleistet werden muß. Und das wiederum bedeutet, daß die damit vorhandene Ausbildungskapazität genutzt werden muß, also fast 40 weitere Studenten zu immatrikulieren wären. Und das nun wieder



heißt nichts anderes, als daß von Politikern Gesetze beschlossen werden, die vor Gericht nicht bestehen und sogar als verfassungswidrig eingeschätzt werden.

Noch unklar ist, was aus dem Reformstudiengang Medizin wird. Die Idee dafür entstand schon 1988 an der FU; mittlerweile existiert nicht nur ein Konzept, sondern auch ein Curriculum, wofür ein Preis für Innovation in der Lehre vergeben wurde. Nötig ist noch eine Änderung der Approbationsordnung dahingehend, daß eine Experimentierklausel aufgenommen werden müßte, was in einem bereits vorliegenden Entwurf auch berücksichtigt wurde – dieser allerdings fiel auf dem Fakultätentag durch. Im Gegensatz zur Freien Universität gibt es an der HU noch nicht allzu viele konkrete Überlegungen zum Reformstudiengang Medizin. Eine Kommission soll existieren, getagt hat sie aber noch nicht. Und zuständig fühlt sich ebenso niemand – bei telefonischen Nachfragen kommt man sich dann eher wie Buchbinder Wanninger vor.

Und immer wieder: Probleme

Das Gesetz zur Neuordnung der Hochschulmedizin garantiert Berlin drei Unikliniken mit Planungssicherheit und die vorklinische Ausbildung an zwei Kliniken. Inzwischen gibt es allerdings auch den Gedanken, in Berlin nur noch eine Vorklinik bestehen zu lassen – bei der derzeitigen Sparwut des Senats nicht verwunderlich. Falls es tatsächlich dazu kommen sollte (die endgültige Entscheidung trifft die gemeinsame Finanz- und Wirtschaftskommission), ist fraglich, ob es dagegen ein gemeinsames Vorgehen der betroffenen Universitäten und Kliniken geben wird – oder ob, wie bisher, jeder nur für sich kämpft. Äußerungen, die zu diesem Thema gemacht werden, lassen auf letzteres schließen, ebenso wie die Streitigkeiten, die zwischen HU und FU bestehen. Sichtbar werden diese beispielsweise in den Diskussionen über das neu einzurichtende Zentralinstitut für Human- und Gesundheitswissenschaften, dem Bereiche wie Geschichte der Medizin, Sozial- und Arbeitsmedizin und auch das Institut für Medizin- und Pflegepädagogik zugeordnet werden. Alle dort angebotenen Fächer sollen für Berlin Unikatifächer sein. Offensichtlich hat man sich an der Charité darauf verlassen, daß dieses Institut tatsächlich entstehen wird – aber nicht damit gerechnet, daß dies seitens der FU blockiert werden könnte. Da das Zentralinstitut der Humboldt-Universität zugeordnet sein soll, besteht an der FU scheinbar kein Interesse, die Fächer, welche abgegeben werden sollen, auch tatsächlich dorthin zu verlagern. Und so befindet sich der Bereich Arbeitsmedizin noch immer an der FU, während es diesen an der Charité schon nicht mehr gibt. So wird versucht, an der FU dergestalt Politik zu betreiben: Ihr bekommt unsere Arbeitsmedizin nur, wenn wir dafür andere Bereiche bekommen.

Wer also lehrt in Zukunft diese Fächer für die HU-Studenten? Erinnert fühlt man sich in diesem Zusammenhang an die Schließung der Zahnklinik Nord. Damals weigerten sich die Professoren der FU, für die Studenten, die zur HU wechseln mußten, die Lehre weiter wie bisher anzubieten, wie es im Rahmen des Bestandsschutzes per Gesetz vorgesehen war.

Inzwischen gibt es auch Befürchtungen, die möglicherweise geplante Reduzierung auf nur eine Vorklinik in Berlin sei nur der Anfang für eine Abwicklung einer der beiden Universitätskliniken.

Und so wird sich zeigen, ob die beiden Kliniken nur deshalb zusammengelegt werden sollen, weil eine große Klinik besser zu schließen ist als mehrere kleine.

ts

Foto: Fisahn



Ein Jahr Studium in China als Nicht-Sinologe?

Eigentlich ist Chinesisch gar nicht so schwer. Jedenfalls lernt es sich leichter und schneller in China, als daheim am Schreibtisch.

Vor der Abreise hatte ich schon mühsam etwas Chinesisch gelernt. Vor Ort reichte das aber kaum zum Überleben, man kann im Laden auch ohne Vorkenntnisse mit dem Finger auf irgend etwas zeigen und „das da, das da“ sagen. Wer wirklich Chinesisch lernen will, sollte sich den Krampf zu Hause sparen und den Kampf in China aufnehmen.

Ein nicht gerade einladender, zwanzigstöckiger Bau war das Ziel unserer Reise von Deutschland nach China mit Flugzeugen, zu Fuß und in Bussen.

Mit Tor und Mauern wurde hier das Reich der ausländischen Studenten der Universität Nanjing – außerhalb des eigentlichen Campus – abgesteckt.

Das Studentenwohnheim, ein großer Teil unserer Unterrichtsräume, die Ausländermensa, eine Bar mit Einkaufsmöglichkeit, eine kleine Bücherei und eine Wäscherei befinden sich hier. Das Gebäude ist so angelegt, daß man eigentlich das ganze Jahr einfach hier verbringen könnte.

Chinesische Besucher müssen am Eingang ihren Ausweis abgeben und die Zimmernummer ihrer ausländischen Bekannten angeben. Um 22.00 Uhr ist „Sperrstunde“, dann geht ein Wachmännchen durch das ganze Gebäude und sucht die Chinesen zusammen, die sich noch nicht wieder abgemeldet haben. Ordnung muß sein – natürlich alles nur zu unserer Sicherheit. Daß diese Maßnahmen auch einige Besucher abschrecken könnten, ist pure Einbildung.

Verglichen mit den chinesischen Wohnheimen lebten wir jedoch im Luxus. Die zwei Duschen pro Stockwerk werden zwar auch gemeinschaftlich genutzt, aber es gibt z.B. noch eine kleine Küche und vor allem Heizungen; zudem sind die ausländischen Studenten maximal in Doppelzimmern untergebracht, während sich vier bis acht chinesische Studenten ein Zimmer teilen müssen. Außerdem fällt für die ausländischen Studenten der morgendliche Frühsportappell mit Anwesenheitskontrolle weg.

Für die meisten deutschen Studenten bedeutet ein Studium in China Sprachstudien, mit dem eigentlichen Studiensystem der Chinesen kommen nur die wenigsten in Berührung.

Die Klassen der Sprachkurse sind in verschiedene Level eingeteilt: von den blutigen Anfängern bis zu den Fast-Profis ist alles vertreten. Unterrichtet wird zunächst Lesen, Schreiben, Sprechen und Grammatik. Für die Fortgeschrittenen werden außerdem Kurse in Geschichte (der berühmten 4000jährigen),

Wirtschaft, chinesischem Recht, Philosophie, klassischer Literatur sowie Musik und Calligraphie angeboten. Wer an den Vorlesungen der Chinesen teilnehmen will, muß erst die Hürde des HSK-Tests (chinesisches Äquivalent des TOEFL) nehmen.

Das Angebot hört sich insgesamt gar nicht schlecht an, die Qualität des Unterrichts läßt allerdings oft zu wünschen übrig.

Mediziner haben überdies die Möglichkeit, an Kursen für traditionelle chinesische Medizin und Akupunktur teilzunehmen, die zum Teil jedoch sehr kostspielig sind.

22.00 Uhr ist Sperrstunde

In Nanjing gibt es zudem eine Besonderheit für Juristen: das Deutsch-Chinesische Institut für Wirtschaftsrecht, das in Zusammenarbeit mit der Universität Göttingen eingerichtet wurde. Hier studieren einige auserwählte Chinesen deutsches Recht, um nach insgesamt drei Studienjahren (eins davon in Göttingen) einen Magistergrad zu erwerben. Deutsche Jurastudenten und andere Interessierte können je nach Angebot an einer Art Kolloquium zum chinesischen Recht teil-

Auch "Mao unser Führer" ist im Leben der Chinesen heute noch allgegenwärtig.



Foto: Martin Dieterle

nehmen oder sich sonst an der Arbeit des Instituts (z.B. durch Übersetzung und Auswertung chinesischer Texte) beteiligen.

Neben dem Unterricht sollte man sich möglichst um Kontakte zu chinesischen Studenten bemühen. Ob der sogenannte „Sprachaustausch“ – z.B. mit Germanistikstudenten – letztlich zustande kommt oder sogar eine Freundschaft daraus erwächst, hängt vom persönlichen Engagement ab. Richtige Freundschaften entwickeln sich oft jedoch nur zögerlich.

Für mich war es jedenfalls wichtig, nicht tagein tagaus nur im Zimmer zu sitzen, an der Grammatik zu feilen und Vokabeln zu pauken.

Sonst hätte ich auch in Deutschland bleiben können.

Ich wollte den Kontakt zu den Chinesen suchen und reden, egal ob mit der Marktfrau von gegenüber, einer Verkäuferin oder anderen Studenten – wobei der Erfolg stark von der Tagesform und Geduld abhängt.

Einmal in China, will man natürlich auch etwas sehen. In den relativ langen Weihnachtsferien (wobei es Weihnachten in China natürlich nicht im eigentlichen Sinne gibt) von fast zwei Monaten und eventuell einigen Wochen zwischen Semesterende und Heimreise im Sommer läßt sich, je nach Reise-stil, einiges erleben und erkunden.

Wer zum Studieren nach China fährt, macht das in der Regel jedoch nicht nur aus Spaß an der Freude, sondern, wie es so schön heißt „um den Marktwert der eigenen Person zu steigern“. China als sogenannter Markt der Zukunft hat in dieser Hinsicht natürlich für Nicht-Sinologen einiges zu bie-

ten. Wer kann schon Chinesisch?

Diesbezüglich ist jedem anzuraten, sich um ein Praktikum in China zu kümmern, um einen Eindruck davon zu bekommen, was „Arbeitsleben“ in China eigentlich bedeutet.

Ob es einem gefällt oder nicht, kann nur jeder für sich selbst beantworten, wichtig ist aber, daß man wenigstens eine Ahnung hat, worauf man sich später eventuell einlassen will. Dem einen liegt das Chaos, dem anderen nicht. Das ist Geschmackssache und vielleicht auch eine Frage der Gewöhnung und persönlichen Erwartungen.

“Foreign friends pay more.”

Abgesehen von Sprachkursen, Reisen und Praktika gibt es noch das ganz banale Alltagsleben – und das hat in China seinen ganz besonderen „Reiz“. Die Devise lautet: „Foreign friends pay more“. Wenn auch sonst vieles unsicher ist in China, dies jedenfalls nicht. Egal, ob man auf den Markt geht, Fahrkarten kauft oder ein Hotelzimmer sucht, in China wird in zwei Preiskategorien gehandelt. Als Student hat man zwar einen chinesischen Studentenausweis, der prinzipiell eine Preisreduktion auf chinesisches Niveau ermöglicht, im Zweifel muß man sich sein Recht jedoch immer wieder aufs Neue erstreiten, und das ist anstrengend.

Man kann natürlich auch einfach sagen: „Was soll's, ich habe das Geld“. Irgendwo geht es aber auch um's Prinzip. Ich persönlich lasse mich jedenfalls nur ungern täglich über den Tisch ziehen...

Wenn man sich vornimmt, in China wie ein Chineser zu leben, insbesondere in puncto Essen (was nicht tötet, härtet ab), Unterkunft etc., so kann man sehr günstig leben (500 Mark monatlich sollten ausreichen). Will man jedoch gewohnte Standards (ohne Filterkaffee gehe ich morgens nicht aus dem Haus) aufrecht erhalten oder fügt man sich den abenteuerlichen Preisforderungen der Chinesen, so wird das Leben an Bord teuer.

Zum Reiz des Alltagslebens kommt noch hinzu, daß die alltäglichsten Dinge einfach sehr lange dauern können. Für einen Besuch in der Bank oder Post kann man getrost ein bis zwei Stunden veranschlagen.

Noch eins: Wenn Ihr heute etwas seht, was Ihr übermorgen vielleicht brauchen könntet, so kauft es, denn man weiß nie, ob es das morgen noch gibt.

Chinesisch kann man in dem einen Jahr jedenfalls ganz ordentlich lernen.

Und was mindestens genauso wichtig ist: man sieht, worauf man sich einläßt, wenn man sich sozusagen auf China einlassen will.

Läßt man später wieder von diesem Ziel ab, so hat man doch immerhin die Gelegenheit genutzt, ein Jahr lang Einblick in eine gänzlich andere Kultur zu bekommen und vielleicht auch für sich persönlich eine ganze Menge mitzunehmen.

Judith Hundack



Die Studien zur DDR-Philosophie von Guntolf Herzberg beschreiben den inneren Zustand einer ideologienahen „Wissenschaft“ anhand der noch vorhandenen Stasi-Akten

Buch

Das Scheitern einer gelebten Gesellschaftsutopie, die eine einebnende Ideologie war, wirft viele Fragen auf, nicht zuletzt die Frage, worin die Anziehungskraft lag mitzutun, wenn zum Kampf gegen die vielen Feinde der herrschenden Ideologie geblasen wurde. In dem Maße, wie verschiedene Wissenschaften ideologisiert wurden, entwickelten sich diese zu erstarrten Wissensinseln, auf denen die Erkenntnissuche kaum noch ein Thema war, dafür aber der einfache Nachvollzug parteilicher Argumentation obsiegte. Die Philosophie der DDR, wie sie institutionell in Universitäten und der Akademie der Wissenschaften positioniert war, war eine solche ideologisierte Wissenschaft. Und doch bewegte sich derjenige, der Philosophie studierte und später vielleicht in irgendeiner Weise philosophisch arbeitete, nicht unbedingt auf der Straße der immer siegenden Ideologie, denn studieren und philosophieren heißt ja eigentlich nachdenken, und das taten denn auch einige in einem heiklen Spannungsfeld zwischen Ideologie und geistiger Freiheit. Diesen Nachdenklichen einer vergangenen Zeit sind die Studien zur DDR-Philosophie „Abhängigkeit und Verstrickung“ von Guntolf Herzberg gewidmet.

Herzberg, der selbst von 1961 bis 1965 Philosophie an der Humboldt-Universität studierte, bis 1973 an der Akademie der Wissenschaften im Zentralinstitut für Philosophie tätig war, dann aus dem Organismus der verwalteten und ideologisierten Wissenschaft ausgespuckt wurde und schließlich 1985 nach Westberlin ausreiste (und der seit 1994 am Institut für Philosophie an der Humboldt-Universität tätig ist), kennt die innere Verfassung der Philosophie in der DDR genau. Und so kann man dem Kompaß trauen, der einen durch die ausgewählten Stasi-Aktennotizen und die ideologischen Gefechte, die sich als wissenschaftliche Auseinandersetzungen gebärdeten, führt: Was war wichtig und bemerkenswert in der DDR-Philosophie?

Die Eruptionen um Ernst Bloch, der kein Marxist sein sollte, diejenige um Robert Havemann, der ja kein Fachphilosoph war, die Unfähigkeiten, sich mit Nietzsche auch nur argumentativ auseinanderzusetzen; die verweigerte Auseinandersetzung mit einer jugoslawischen Weiterentwicklung des Marxismus, der Philosophie der Praxis; das Stiefkind aller philosophischen Debatten in der DDR, der Ethik, die die Wissenschaftsethik einschloß und deren Debatte eher von außen, von Fachwissenschaftlern angestoßen wurde; die „Auseinandersetzung“ der Marxisten mit Marx selbst (ein Beitrag, der für die Ringvorlesung zur 11. Feuerbachthese an der Humboldt-Universität entstand). Und über allem schwebend die Auseinandersetzung, wie stark die Staatssicherheit Einfluß nahm auf eine wie auch immer geartete wissenschaftliche Erkenntnissuche. Das Schwert der Partei als Wächter der Wahrheit in Erkenntnisfragen, worüber die Partei Bescheid wußte? Dazu ein Schmankerl: Das Wörterbuch der Philosophie mußte natürlich umgeschrieben werden, nachdem Ulbricht die Kommandobrücke der DDR verlassen mußte, denn die Parteilinie wandelte sich ja unter der neuen Führung Honeckers – doch was war daran philosophisch relevant?

Eine Studie ist jedoch die interessanteste: Die Selbstreflexion des Autors selbst, der „Modellfall G. H.“, in dem Motivationen und persönliche Einschätzungen in ihrer Zeit und in ihrer Verstrickung in institutionelle Zusammenhänge deutlich werden. Eine Entwicklung zur Dissidenz, die durch die Suche und das letztliche Bestehen auf geistiger Freiheit hervorgerufen wurde. Allein diese „Studie“ lohnt das Buch in die Hand

zu nehmen, auch wenn einen die Interna nicht so sonderlich interessieren, denn die reflexive Subjektivität ist doch die beste Form, den Vorgängen in der DDR gerecht zu werden. Eine Gesellschaft, der es an öffentlicher Referenz gebrach, und das galt auch für die philosophische „Öffentlichkeit“, die es nicht gab, wird nur schwer nachträglich in einen Diskussionszusammenhang gepreßt, der heutzutage als wissenschaftlich relevant angesehen werden könnte. So wird ein Baustein, der Mentalitäten freilegt, viel wichtiger – dem Autor sei Dank.

Über der DDR-Philosophie liegt der Ruch der Dienstbarkeit für eine Ideologie. Sie war in ihrer institutionellen Verankerung doch nur Werkzeug der wechselnden Parteilinien und nicht einmal deren argumentative Quelle. Die Mittelmäßigkeit, die sie ausstrahlte und die Herzberg in seinen Schilderungen hervorlugen läßt, konnte man im 90er und 91er Jahr an der Humboldt-Universität noch bewundern. Es gebrach so vielen der Überblick über philosophische Fragestellungen in der über zweitausendjährigen uns noch präsenten Problemgeschichte. Doch das ist Geschichte. Geschichte bleibt auch, daß das einzige eigenständige philosophische Werk von weltweiter Beachtung, das in der DDR entstand, nicht aus dem Schoß der institutionellen Philosophie kroch: Rudolf Bahros „Die Alternative – Zur Kritik des realexistierenden Sozialismus“, geschrieben mit der Hilfe vieler eigenständig Denkender und veröffentlicht im Westen, wo eine Diskussion von Bahros Thesen nur äußerlich bleiben konnte.

Wie häufig in der Philosophie sind die guten Gedanken, die einem selbst plötzlich ins Hirn schießen und die einem neu und gänzlich originell erscheinen, doch schon längst von anderen gefunden und niedergeschrieben worden. So steht denn auch ein Nietzsche-Zitat von 1874 über Herzbergs Selbstreflexion und dient als Reflexion einer Vergangenheit über ihre Zukunft, die heute hoffentlich vergangen ist: „Erträgt es Jemand also, Philosoph von Staats wegen zu sein, so muß er es auch ertragen, von ihm so angesehen zu werden, als ob er darauf verzichtet habe, der Wahrheit in alle Schlupfwinkel nachzugehen. Mindestens solange er begünstigt und angestellt ist, muß er über der Wahrheit noch etwas Höheres anerkennen, den Staat und nicht bloß den Staat, sondern alles zugleich, was der Staat zu seinem Wohle heischt: Allen solchen Dingen steht ein Noli me tangere angeschrieben“

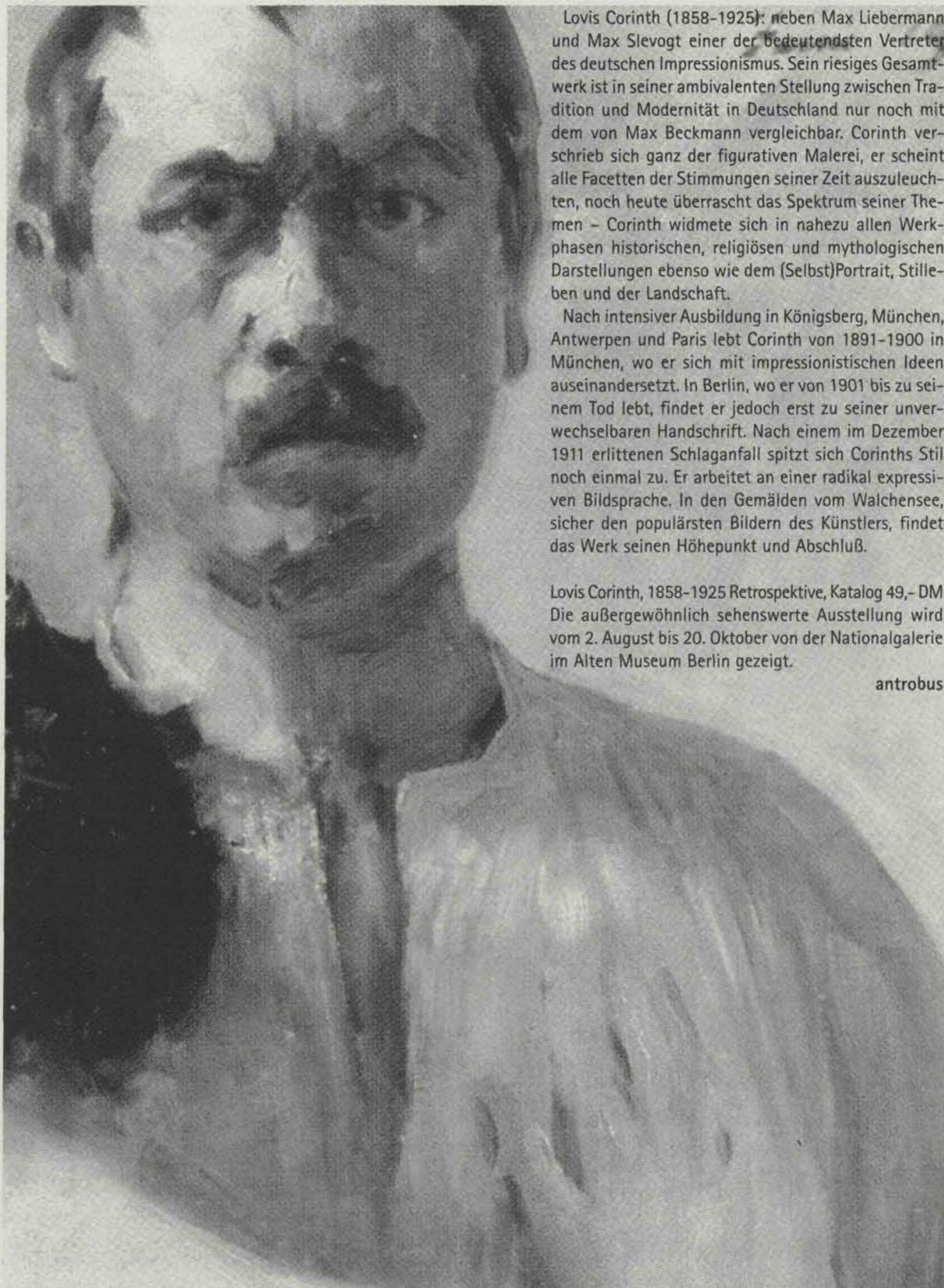
Ulli

Forschungen zur DDR-Geschichte. Band 8
Guntolf Herzberg „Abhängigkeit und Verstrickung. Studien zur DDR-Philosophie.“
Ch. Links Verlag, Berlin 1996, 38.00 DM

Spektrum zwischen Tradition und Modernität

Lovis Corinth Retrospektive in Berlin

Ausstellung



Lovis Corinth (1858-1925): neben Max Liebermann und Max Slevogt einer der bedeutendsten Vertreter des deutschen Impressionismus. Sein riesiges Gesamtwerk ist in seiner ambivalenten Stellung zwischen Tradition und Modernität in Deutschland nur noch mit dem von Max Beckmann vergleichbar. Corinth verschrieb sich ganz der figurativen Malerei, er scheint alle Facetten der Stimmungen seiner Zeit auszuleuchten, noch heute überrascht das Spektrum seiner Themen – Corinth widmete sich in nahezu allen Werkphasen historischen, religiösen und mythologischen Darstellungen ebenso wie dem (Selbst)Portrait, Stillleben und der Landschaft.

Nach intensiver Ausbildung in Königsberg, München, Antwerpen und Paris lebt Corinth von 1891-1900 in München, wo er sich mit impressionistischen Ideen auseinandersetzt. In Berlin, wo er von 1901 bis zu seinem Tod lebt, findet er jedoch erst zu seiner unverwechselbaren Handschrift. Nach einem im Dezember 1911 erlittenen Schlaganfall spitzt sich Corinths Stil noch einmal zu. Er arbeitet an einer radikal expressiven Bildsprache. In den Gemälden vom Walchensee, sicher den populärsten Bildern des Künstlers, findet das Werk seinen Höhepunkt und Abschluß.

Lovis Corinth, 1858-1925 Retrospektive, Katalog 49,- DM Die außergewöhnlich sehenswerte Ausstellung wird vom 2. August bis 20. Oktober von der Nationalgalerie im Alten Museum Berlin gezeigt.

antrobis

KULTUR Die Kamera lügt nicht!

Das Mekka aller Fotografen und Begeisterten dürfte sich dieser Tage in Hamburg befinden. Dort vereinen die Deichtorhallen in drei Ausstellungen das Beste vom Besten.

Magnum

bedeutet nicht nur, daß 50 Jahre Fotogeschichte in Form einer Retrospektive auf diese Fotoagentur zu bewundern sind, sondern der Rundgang beschert dem Besucher eine einmalige Verbindung von Welt- und Zeitreise. Sie beginnt noch vor der Gründung von Magnum mit den Bürgerkriegsfotos aus Spanien eines Robert Capa. Die Gründung der Agentur 1947 durch Robert Capa, Henri Cartier-Bresson (HCB), Maria Eisner, David Seymour (Chim), George Rodger, William und Rita Vandivert ermöglichte es den Fotografen, unabhängiger zu arbeiten. Die Reportagefotografie erlebte einen nie gekannten Aufschwung. Magnum-Fotografen waren dabei, wenn sich Weltbewegendes zutrug, ohne je darauf beschränkt zu sein. Immer aber werden neue Sichtweisen bei der Betrachtung der Bilder eröffnet. Seien es die Fotos Capas von den Siegesfeiern nach der Befreiung von Paris durch die Alliierten 1944, HCBs China-Bilder, die Aufnahmen Barbeys von Sartre 1968 oder die Amerika-Bilder eines Alex Webb: immer präsentieren die Fotografen sich als Zeitzeugen, die Bilder von unvergänglichem Wert schaffen.



© Robert Capa/Magnum Photos



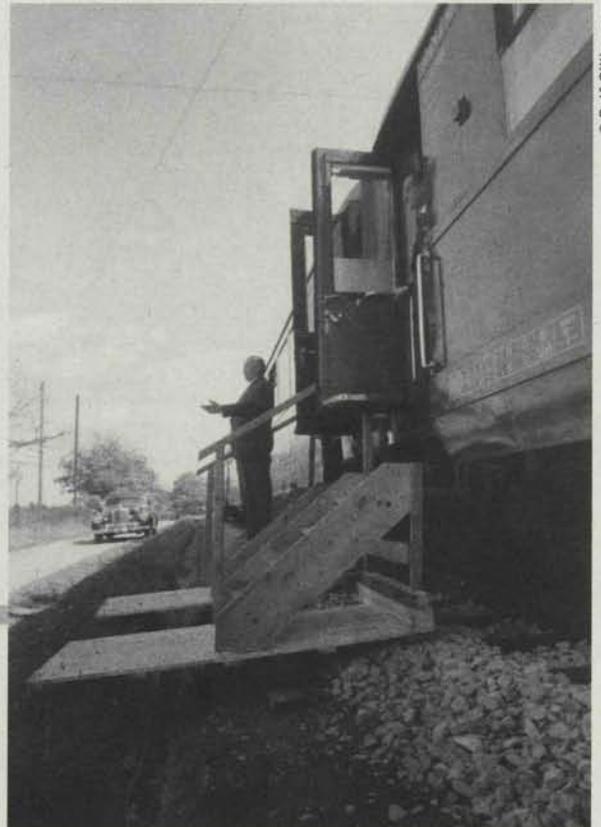
© Sebastião Salgado

Sebastião Salgados: Workers

ist eine eindrucksvolle Dokumentation menschlicher Arbeit. In über 350 Schwarzweißbildern stellt der Brasilianer Sebastião Salgado der Menschenhände Arbeit in den Mittelpunkt. Mit faszinierender Sensibilität widmet er sich dem scheinbar alltäglichen Schicksal der Menschen. Seine Bilder vom Elend der Hungernden in der Sahelzone gingen ebenso um die Welt wie die des Flüchtlingslagers in Goma und der Löscharbeiten an den brennenden Ölquellen Kuwaits. Der „stern“ widmete Salgado vor wenigen Wochen ein sehenswertes Portfolio. Natürlich nichts gegen den Eindruck, den die Aufnahmen nach einem Besuch in der Ausstellung hinterlassen.

Die Ausstellungen sind noch bis zum 1. September zu sehen
Bücher: "Das deutsche Auge", "Zeitblende – 50 Jahre Magnum", "Magnum Cinema" (alle Schirmer/Mosel)
Sebastião Salgado: "Workers", "An Uncertain Grace", stern-Portfolio

Deichtorhallen
Deichtorstr. 1+2
20095 Hamburg
Öffnungszeiten:
Dienstag-Sonntag
11 bis 18 Uhr



© Rolf Gillhausen

Das deutsche Auge

Diese – vom Arbeitskreis Photographie Hamburg erstellte – Exhibition schlägt einen Bogen von den großartigen Aufnahmen eines Erich Salomon in der Weimarer Republik über die unterschiedliche Entwicklungen in Ost und West nach dem 2. Weltkrieg bis hin zu den aktuellen Rußlandbildern Hans-Jürgen Burkards. Dabei bleibt auch das Kapitel Nationalsozialismus nicht ausgespart, spielte doch die Fotografie eine nicht unwichtige Rolle sowohl für die Propaganda als auch für rein militärische Zwecke.

Atze

„Kunst und Macht im Europa der Diktatoren 1930–1945“ lautet der volle Titel der 23. Ausstellung des Europarates, die vom 11. Juni bis 20. August 1996 im Deutschen Historischen Museum in Berlin zu sehen ist.

Mehr als 5000 Exponate, darunter großformatige Gemälde, Plastiken, Photographien und Architektur-entwürfe, machen das Verhältnis von Kunst und Macht im Europa der Diktatoren – Franco, Mussolini, Stalin und Hitler – zwischen 1930 und 1945 anschaulich. Die Ausstellung zeigt sowohl Werke von Künstlern, die sich dem Zugriff der Macht verweigerten, als auch von solchen, die damit in den Dienst der Diktatoren traten. Originalfilme vermitteln dabei ergänzende Informationen und Eindrücke zur Situation der Zeit.

Ausstellung

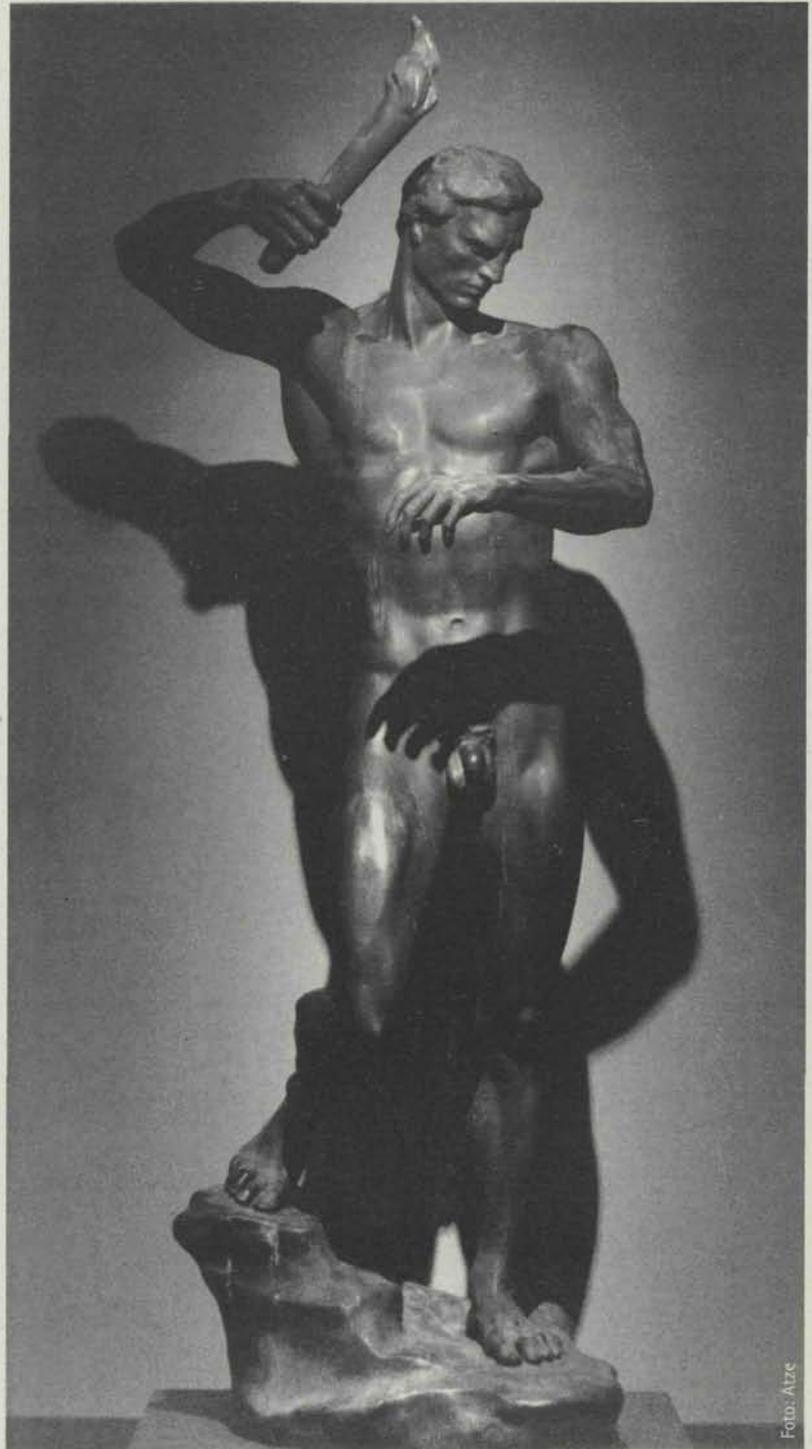
Die Ausstellung, die im oberen Stockwerk des Deutschen Historischen Museums beginnt, wird durch einen längeren, von der Decke hängenden Text eingeleitet. Vergleichbare Einleitungen sowie eine Zeitleiste grenzen die nach Nationen unterteilten einzelnen Räume voneinander ab. Die Ausstellung beginnt in Paris mit der Weltausstellung für Kunst und Technik 1937. Damals haben drei der insgesamt 42 Ausstellungspavillons die Aufmerksamkeit des Publikums erregt: die von Spanien, Deutschland und der Sowjetunion. Anschließend betritt man Francos Spanien. Picassos Guernica, ein Protestschrei auf die Bombardierung der baskischen Kleinstadt durch die deutsche Legion Condor, wurde in Paris 1937 zum bekanntesten Gemälde der Ausstellung. Mussolinis Italien war modernen Stilrichtungen gegenüber aufgeschlossener als die kommunistische Sowjetunion und das rassistische Deutschland. Eine beachtliche Vielfältigkeit zeichnet diesen Teil von „Kunst und Macht“ aus. Bemerkenswert ist vor allem ein Gefäß, das von allen Seiten betrachtet Mussolinis Profil zeigt. Schließlich die Reise in den größten Ausstellungsteil: Stalins Sowjetunion. Die permanente Präsenz des Idols ist im Vergleich zu den Südeuropäischen Staaten erdrückend. Der Personenkult scheint mit in die Ausstellung getragen worden. Augenfällig ist hier ein Buch, bei dem einzelnen Fotografien nebst ihrer Bildunterschriften unkenntlich gemacht wurden. Doch plötzlich steht man völlig aus dem Konzept gerissen vor einer Ritterrüstung. Die Dauerausstellung des DHM! Ein unscheinbares Schild an der Decke weist darauf hin, daß es die Treppe runter und dann links weitergeht. An sich wäre es nicht so störend, wenn dadurch die Sowjetunion nicht in zwei Teile gerissen würde. Erstaunlich ist auch die Ausleuchtung der Exposition. Bis zur Einreise nach Deutschland sind die Exponate gut ausgeleuchtet, die Wände in hellen Tönen gehalten. Rote Einführungstexte bilden einen farblichen Kontrast. Plötzlich zielt ein dumpfes Grau die Wände, die Decke rückt ein Stück tiefer, und das Licht...

Augenblicklich fühle ich mich an einen amerikanischen Film über den Zweiten Weltkrieg in Berlin erinnert: „Mich umgab Finsternis...“, schade eigentlich.

„Kunst und Macht“ ist durchaus sehenswert, leider auch sehr frequentiert. Für stilles Genießen bleibt kaum Raum. Empfehlenswert ist auf jeden Fall eine Führung und der mehr als 300 Seiten starke, zum Teil farbige Ausstellungskatalog. Beides, im Gegensatz zur Ausstellung, nicht kostenlos.

mit-c

„Kunst und Macht“ vom 11. Juni bis 20. August 96 im Deutschen Historischen Museum, täglich außer mittwochs 10–20 Uhr, Eintritt frei, Führungen pro Person 5,-DM, Katalog 48,-DM.



Arno Breker: Prometheus

Foto: Atze

Sandmann, lieber Sandmann

Ausstellung

Als der Sandmann am 22. November 1959 im DDR-Fernsehen die Welt erblickte, da war er schon ein alter Mann. Kein Wunder, denn geboren wurde er schon viel früher, aus der Phantasie Hans Christian Andersens heraus. Seit jenem denkwürdigen Tag im Jahre 1959 erschien der Sandmann regelmäßig jeden Abend um zehn vor sieben und jeder, der ihn nicht nur einmal sah, wird sich wohl an die eingängige Melodie erinnern. „Sandmann, lieber Sandmann...“

„Sandmann auf Reisen“ ist eine kleine, aber liebenswerte Ausstellung im Ausstellungszentrum am Fernsehturm am Alex. Die über einhundert Exponate sind allesamt in Glasvitrinen ausgestellt, vermutlich, um die vielen kleinen Besucher der Ausstellung davon abzuhalten, „ihren“ Sandmann mit nach Hause zu nehmen. Wer mit einem kleinen Begleiter in diese Ausstellung geht, sollte viel Zeit mitbringen. Zwei aufgestellte Fernseher strahlen pausenlos Sandmannfolgen aus, und kleine Stühle vor selbigen laden dann auch dazu ein, sich zu setzen. Nur die Großen müssen stehen; sie können sich inzwischen jedoch die umfangreichen Informationstafeln zur Geschichte des Sandmanns durchlesen und in alten Erinnerungen schwelgen. Neben den Fernsehern gibt es in der Ausstellung auch einen Maltisch, an dem die kleinen Besucher den Sandmann zeichnen dürfen. Wenn sie das Kunstwerk dann nicht mit nach Hause nehmen möchten, können sie es in „ihrer Ausstellung“ aufhängen lassen. Manche Kinder stellten zum Ende der Ausstellungsrunde, die für die Kleinen wohl kaum länger sein dürfte, sehr überrascht fest, daß es den Sandmann augenscheinlich mehrfach gibt. Spätestens am Sandmann-Souvenir-Stand gab es manchmal Verwunderung: Den Sandmann gibt's zu kaufen? Den wirklich lohnenden Katalog zum „Sandmann auf Reisen“ sollte sich dort jeder einmal angesehen haben.

„Sandmann auf Reisen“ ist noch bis August zu bewundern. Eintritt: 5,-/3,- DM

mit-c



Foto: Arze

Sportskanone

Der 5. Berliner Karikaturesommer 1996 lädt nur noch bis zum 14. Juli 1996 ein, sich an den zum Teil köstlichen Zeichnungen zu erfreuen. Thema des diesjährigen Karikaturesommers ist der Sport. Zum großen Teil entstanden Zeichnungen in Anlehnung an die bevorstehenden Olympischen Spiele. Zum Ende der Ausstellung wird traditionell wieder der Publikumspreis vergeben. Die Verleihung findet öffentlich am 14.7.1996 um 11:00 Uhr statt. Der Eintritt kostet wie alle Tage nur 5,- DM.

Neben den Karikaturen sind auch Exponate von der Caricatura aus Kassel zu bewundern. Die Ausstellung stand unter dem Titel Fußball. So gibt es denn zusätzlich zu den Karikaturen auch Plastiken (schmucke Fußballerwaden als Stuhlbein etwa). Die Ausstellung begleitend werden Kinofilme vorgeführt und Lesungen veranstaltet. Das Programm für die kommenden zwei Wochen sieht folgendes vor:

Fr. 5.7.	20:30 Uhr	Zünd an, es kommt die Feuerwehr	1979, Rainer Simon
Sa. 6.7.	20:30 Uhr	Die unglaublichen Abenteuer der Italiener in Rußland,	1975, Eldar Rjasanow
Mi. 10.7.	20:30 Uhr	Hänsgeorg Stengel liest aus seinem Buch „Der dicke Stengel“.	
Do. 11.7.	20:30 Uhr	Konzert des Cartoonisten Phil	
Fr. 12.7.	20:30 Uhr	Till Eulenspiegel	1975, Rainer Simon
Sa. 13.7.	20:30 Uhr	Auf der Sonnenseite	1962, Ralf Kirsten

Jeder Comic- und Karikaturenfreund sollte sich schleunigst auf die Socken machen, und den Karikaturesommer besuchen gehen. Er kommt sonst erst nächstes Jahr wieder, aber dann unter einem anderen Thema...

mit-c



Zeichnung: Dieko

Eine Werkschau des tschechischen Fotografen Josef Sudek im Prager Belvedere

Nimmt man die Tram über die Moldau den Osthang der Burg hinauf, so stößt man auf das idyllisch im Schatten der Burg gelegene Schlößchen Belvedere, in dessen Räumen zur Zeit das Lebenswerk des tschechischen Fotografen Josef Sudek gezeigt wird. Der Ort ist nicht von ungefähr gewählt, denn Sudek hat das Schlößchen häufig selbst porträtiert: mal als elegant geschwungenen Renaissancebau, mal als startbereites Schiff, angekettet an der Mole der mächtigen Prager Burg.

Sudek, 1896 in Kolin geboren, ist ursprünglich gelernter Buchbinder. Nachdem er als Zwanzigjähriger durch eine Granate zum Kriegsinvaliden wird, macht er seine Amateurfotografie zur Profession. Später schließt er sich der jungen Prager Avantgarde an, fotografiert für die Druzstveni Práce (einer Vereinigung ähnlich den Wiener Werkstätten) Kunstgewerbeprodukte, Möbel und Architektur. 1939 – Prag ist bereits von den Deutschen besetzt – ist Sudek prominent vertreten in der Ausstellung „100 Jahre tschechische Fotografie“. Er bleibt trotz der Emigration und Deportation vieler seiner Freunde und Auftraggeber in Prag und zieht sich lange in die künstliche Abgeschlossenheit seines Ateliers zurück. Sudek stirbt 1976 in Prag.

Der Schwerpunkt der Ausstellung liegt auf der Zeit von 1950–70, wobei die Datierung oft nur auf Jahre genau ist. Dies und die bloß vagen Titel seiner meist seriellen Aufnahmen lassen den Fotos einen Rest von Geheimnis, eine Art Unschärfereich zwischen Wirklichkeit und ihrer ästhetischen Überformung. So ist eine ganze Reihe Fotos aus den 50ern mit dem Titel „Aus meinem Atelierfenster“ zu sehen. Doch der Titel täuscht, denn eigentlich sind die Bilder mehr Einblicke als Ausblicke: die meist regennaß verschwommene Scheibe läßt ein „dahinter“ nur ahnen und reflektiert stattdessen wie ein Spiegel den betrachtenden Blick – als von außen belichtetes Innenleben.

Sudeks Landschaften, Porträts und Stilleben fehlt durchweg das Spektakuläre, Aufdringliche – sie sind ruhig komponiert und erinnern in ihrer Harmonie und Einfachheit oft an altmeisterliche Gemälde. Gerade in seinen Stilleben (Glasskulpturen, Früchte

oder das reliquienhaft geordnete Durcheinander seines Schreibtisches) zeigt Sudek sein Können. Spielerisch experimentiert er dabei mit den Gegensätzen – leicht und schwer, wirklich und verklärt, innen und außen, klare Strenge der Geometrie versus hundertfacher Brechung und Spiegelung. Dabei gelingen ihm mit-

unter Bilder von atemberaubender Klarheit und Reinheit der Form.

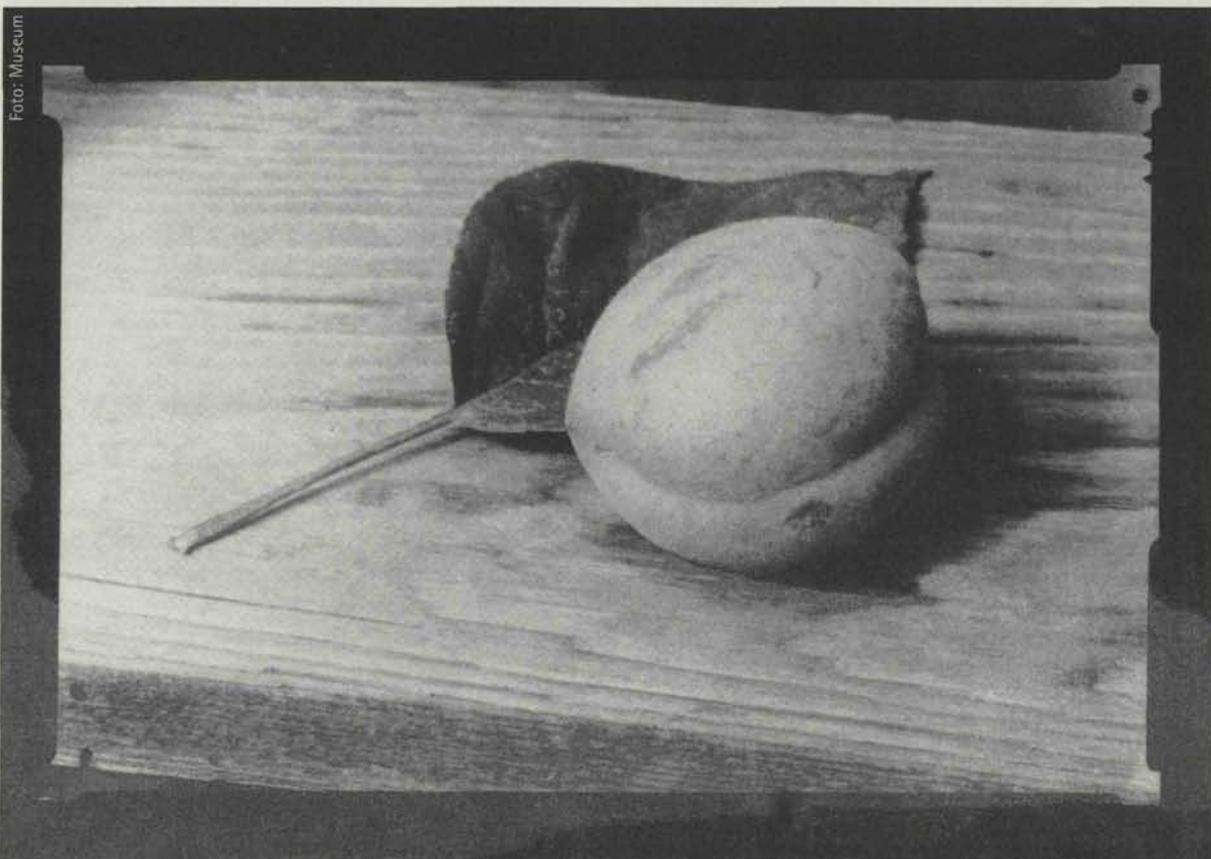
Doch nicht nur die Bildtitel und ihre vage Datierung verschlüsseln sein Werk, auch seine Motive sind inzwischen kaum noch zu finden: Die verwilderten Klostersgärten am Südhang der Burg, vor wenigen Jahren noch ein Idyll aus steinernen Ruinen mit üppig darüber wuchernder Natur, zu erreichen nur durch einen heimlichen Mauersprung am Wachposten des Präsidenten vorbei und zu verlassen nur durch die verschlossenen Botschaftsgärten, sind einem „Garten der neuen Demokratie“ gewichen, in dem weiße Kiesel und breit planierte Promenaden dominieren. Die Stadt, so scheint es, hat ihre Geheimnisse preisgegeben. So findet sich keine noch so bescheidene Jugendstilfassade, die nicht herausgeputzt in einer wahren Armada prunkvoller Fassaden das Auge des Betrachters zu blenden versucht. Kein unentdeckter Winkel, keine geschichtsträchtigen Plätze, die nicht bereits unter einer Hundertschaft eifriger Pilgerer das letzte bißchen Atmosphäre verhauchten – fast möchte man fürchten, auch der Nebel ziehe abends nicht mehr vom Wasser herauf und verwandle die engen Gassen der Altstadt in jene für Prag so typische Mischung aus düsterer Melancholie und desto unbändiger, zuweilen brutal blühender Phantasie. Diesem alten Prag, das in seinem rapiden Zerfall einer unvorsichtig geöffneten, Licht und Luft gleichermaßen exponierten Grabkammer gleicht, ist Sudek ein einfühlsamer und genauer Chronist geworden.

Schah von Blah

Bis 16. Juli. Katalog (tschechisch/englisch) 22 Mark.

Ausstellung

„Stilleben mit einer Aprikose“, 1956



von Samuel Beckett, am „bat“ – Studiotheater der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch.

Theater

Samuel Beckett:
„Bruchstücke“ mit
Ursula Werner,
Sebastian Kautz und
Johannes Bunge;
Regie: Verena Drosner;
Ausstattung:
Annette Braun
Premiere am 3.7.1996,
weitere Vorstellungen
am 5., 6. und 7. Juli
um 20.30 Uhr
Ort: bat
Studiotheater,
Belforterstr.15,
10405 Berlin, Tel.:
4427996

Für ihre Diplomszenierung hat Verena Drosner, Studentin im vierten Studienjahr an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“, zwei Bruchstücke aus Becketts erster ‚Fragmentsammlung fürs Theater‘ herausgegriffen und in interessanter Weise neu aufeinander bezogen.

Die in dem einen Bruchstück bei Beckett lediglich als A und B bezeichneten Protagonisten, die über das Leben eines gewissen C ein gerechtes Urteil fällen sollen, läßt die Regiestudentin als Engel auf der Bühne erscheinen. Dadurch, daß A und B ausgerechnet Engel sind, erscheint ihr Streben nach Wahrheitsfindung noch unzulänglicher, als wenn es sich um ein Gericht auf Erden handelte. Die Art und Weise der Wahrheitssuche erscheint so noch absurder. Denn was tun die Engel, die über Leben oder Tod von C, der mit dem Rücken zum Publikum im fünften Stock am offenen Fenster steht, entscheiden sollen? Ohne C

zu beachten, bewerten sie Papierberge kleinlich-detaillierter Aussagen, die Zeitgenossen über Cs Charakter machen, bekommen sich über Banalitäten in die Wolle und werden vom Wackelkontakt ihrer Leselampe völlig aus dem Gleichgewicht gebracht.

Wer dachte, Engel könnten Herz und Seele des Menschen ergründen, fällt ins Bodenlose. Aber selbst wenn A und B keine Engel wären: Wer sähe nicht die Unmenschlichkeit im Verhalten von B, der auf As Einwand, es genüge nicht, lediglich die Dokumente zu studieren, antwortet „Für mich ist der Kunde darin und sonst nichts“ – und zeigt dabei auf seine Aktenordner. Wer riefte nicht: „Haltet ein mit der ‚Vivisektion‘ des C, sieht denn keiner, wie er leidet?“ Und dann passiert’s. A leuchtet C in die Augen und stellt erschüttert fest, daß ihr Todeskandidat weint. Der Zuschauer atmet auf, das Erkennen von Cs Schmerz durch Engel A gibt Hoffnung.

Eine Verbindung zwischen dem ersten Bruchstück und dem zweiten schafft Verena Drosner dadurch, daß sie C auf die nun folgenden Vorgänge herunterblicken läßt:

Eine einbeinige Obdachlose, die sich mühsam in einem Einkaufswagen fortbewegt und stark an die „Tütenfrau“ vom Kurfürstendamm erinnert, trifft auf einen blinden, bettelnden Violinenspieler namens Billy. Was sich jetzt zwischen den beiden abspielt, ist ein Parodiestück mißglückter Kontaktaufnahme von Mensch zu Mensch. Die Verkrüppelte schlägt vor, daß Billy für immer bei ihr bleibe, man ergänze sich so gut: „Ich werde dein Auge sein, du wirst mich schieben. Wir sind füreinander gemacht“. Doch Billy reagiert auf dieses Ansinnen gar nicht, horcht nur auf bei den Worten ‚Büchsenrindfleisch‘ und ‚Konservenbohnen‘. Der Blinde ist weder in der Lage, das Liebesbedürfnis der Obdachlosen zu erkennen, noch zu erwägen, sein eigenes durch ein Zusammenbleiben mit der Bettlerin zu stillen. Die ansatzweise Annäherung der beiden aneinander ist zum Scheitern verurteilt und endet in Brutalität. „Er fing an, mich zu mögen, und ich habe ihn geschlagen“, stellt die Bettlerin verzweifelt fest, und man wird das Gefühl nicht los, sich in der Hölle zu befinden...

Einer der Engel im ersten Bruchstück und die Obdachlose im zweiten Bruchstück wird großartig von Ursula Werner vom Maxim Gorki Theater gespielt. Daß sie bereit ist, Schauspieler- und Regienachwuchs der Schauspielschule „Ernst Busch“ von ihrem reichen Erfahrungsschatz profitieren zu lassen, führt eindrucksvoll vor Augen, daß die Tradition der Hochschule, Studenten und bereits im Berufsleben stehende Schauspieler und Regisseure zusammenzubringen, nach wie vor gepflegt wird und reiche Früchte trägt. Leider droht auch der „Ernst Busch“ Schule, die außer über eine Abteilung Regie auch über eine Abteilung Schauspiel und eine Abteilung Puppenspielkunst verfügt, sowie den Studiengang Choreographie anbietet und mit ihrem Prinzip der praxisnahen Ausbildung der Studenten einzigartig in Deutschland ist, das Aus. Zwar konnte das Ansinnen des Berliner Senats, die „Ernst Busch“ Schule in die HdK zu integrieren, aufgrund deutschlandweiten und internationalen Protestes erst einmal abgewendet werden. Doch ihr Etat für das laufende Jahr wurde bereits um 50% gekürzt, und ob der Schulbetrieb 1997 aufrecht erhalten werden kann, ist völlig ungewiß.

tv



Ein Erlebnisbericht

„Und da standen dann drei Grazien, auf deren Köpfen lag ein umgedrehter Tisch und sie gackerten zehn Minuten lang und sonst ist nichts passiert.“

„Ach, Volksbühne“ grinst das Glas gegenüber.

„Nee, Hebbel. Wußte sofort, daß du das sagst, so fange ich den Artikel an“ (Glas aus).

Plötzlich jedoch, während des skeptischen Berichts, verwandelte sich Jo Fabians „Alzheimer light“ von einer eineinhalbstündigen zähen Anstrengung in ein außergewöhnliches Ereignis. Je länger die sture Beobachtung der Zeigerbewegung einer großen Uhr auf der Bühne zurückliegt, verdrängt die Erinnerung an feurig explosiven Flamenco einer Dame, die ich hiermit zu einer Flasche Pomerol eingeladen wissen möchte, die Gedanken an elendig lange Szenen, in denen man nach endlosen Minuten unendlich langen Nichtbewegens die Hoffnung auf das unvermeidlich Belanglose fast aufgab: Wird Erwartung nur lange genug strapaziert, findet man in Banalstem intellektuelle Herausforderung. Da: Ein Bein hebt sich!

Endlich! seufzten kollektiv die weniger geschminkten im Publikum. Ahahahi! kreischte es spitz aus den Reihen der Hebbel-Bussis, stets bemüht, der benachbarten Hornbrille aus dem Augenwinkel zuzurufen: „Ich jedenfalls habe die profund humoristische Intentitazion verstanden.“

Sie haben sich bestimmt auch das behalten, was der Regisseur zu Beginn als Gebrauchsanweisung verlauten ließ. Jedes im Stück verwendete Zeichen sei ein Symbol sonderbarer Art für irgend etwas Bedeutsames. Merken müsse man sich diese, um das Werk auch sinnvoll deuten zu können. Leider waren die Zusammenhänge zwischen Zeichen und Bedeutung derart abwegig, daß ich sie schon vergessen hatte, noch bevor der Regisseur geendet. Im Presstext war, so erinnert sich der Redakteur, etwas vom Vergessen zu lesen, und daß Glück irgendwie anders wahrgenommen wird, wenn man es vergißt, oder auch nicht, jedenfalls ließ das Glück sich nicht unmittelbar finden in Fabians Inszenierung, im Gegenteil! Die schöne Flamencofrau mußte bestimmt 15 mal erschossen werden, bevor sie begriff, daß Blut aus ihr spritzte und sie das Gleichgewicht verlor und tot war. Alzheimer, ja, Alzheimer war es schon, aber light, lieber Leser, light war es ganz bestimmt nicht. Und tot war sie auch nicht, denn verbeugt hat sie sich noch. Fazit: Das Hebbel wollen wir auch im nächsten Semester nicht vergessen, es lohnt sich hin und wieder sehr.

antrobis

Das Ei und sein Genuß

„Fehler des Wahnsinns“ im Prater der Volksbühne

Im Zelt

Sie können das Ei dann mit einem Gegenstand, beispielsweise einem Messer, einer Gabel oder auch einem Löffel aufschlagen und mit den hoffentlich sauberen Nägeln Ihrer Finger dieses dann vorsichtig, aber dennoch bestimmt pellen. Achten Sie hierbei auf die eventuell sich herausgebildete Luftblase am dickeren Ende. Sie können dann Ihr Ei mit Salz und Pfeffer bestreuen und essen. Dazu spreizen Sie am besten Ober- und Unterkiefer in einem Winkel von 45°, es könnte auch ein bißchen weiter sein, bewegen das gepellte Ei unter die Kanten Ihrer Schneidezähne und bohren hernach die Zahnreihe Ihres Unterkiefers in die weiche, weiße Masse des gekochten Gens.

Szenenwechsel

Kresnik läßt die Ketzler tanzen.

Szenenwechsel

Rimbaud und die Leidenschaft, Seiltänzer schweben zwischen weit vor Erstaunen aufgerissenen Kinder- augen gefesselter Zuschauer. „Ich lege Dir mein Herz zu Füßen!“ – „Solange Du den Boden nicht beschmutzt!“

Fast zum Abschluß der Spielzeit in einem der aufregendsten Spielorte Berlins präsentierte die Volksbühne in ihrem Prater ein „surreales Theaterfestival“, ein Spektakel der Sinne und Grausamkeiten. „Fehler des Wahnsinns“ wurde parallel auf den kleinen, über das Gelände verstreuten Bühnen inszeniert, sogar in den Toiletten; umsonst, aber nicht billig von den großen Regisseuren, die unser Volksbühnchen so zu bieten hat: Rudi Häusermann, Johann Kresnik, Frank Castorf, Christoph Schlingensiefel und, und, und. Der Gysi angeblisch auch, aber das war im Programm nicht auszumachen.

Bühnenwechsel

Schade, überfüllt.

Szenenwechsel

antrobis

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden kann.

Hinter dem rekordverdächtig langen Titel verbirgt sich ein Projektstudium – das letzte an der HUB! Das Ergebnis wird jetzt in einem Theaterstück präsentiert: Sieben Menschen finden sich auf der Flucht in einen Raum eingesperrt, jeder von ihnen spricht eine andere Sprache. Kommunikation und Verständnis sollen hier verarbeitet, verschiedene Übersetzungstechniken (keine Kopfhörer, keine Untertitel) erprobt werden. Übersetzung als Theater.

Theater „Sphinx“, 24.-26. Juli, 21.00 Uhr, in der Super Mollis, Jeßnerstr. 41

Germania Drei im Berliner Ensemble

Die Gespenster am Toten Mann werden in einem schwarzweißen Bühnenkeis be- rufen, auf dem mal Ulbricht, Thälmann und Stalin mit Zylinder, mal Krimhild und Hagen erscheinen. Und Proben szenen aus dem Berliner Ensemble, kommentiert durch drei schwarze Witwen. Immer anwesend ist „er“, unsichtbar im Raume stehend. Keiner weiß, heißt er Brecht oder Müller, der Text in seinem „Theater, das jetzt im Argen liegt durch seinen Tod“ zwingt das Publikum schon fast zum Kichern.

Der Spuk wird in 105 Minuten gebannt und lohnt das „Gruseln“ auf alle Fälle. Nur sollte man sich vorher schon mal fürchten und das Buch lesen.

Die Geisel

Zur Freipressung einer ihrer Leute nimmt die IRA den britischen Soldaten Leslie gefangen und versteckt ihn in einem Bordell in Dublin. Doch der Gefangene und das ihn versorgende, katholisch erzogene Dienstmädchen verlieben sich ineinander: Jenseits der durch Glauben und Politik bestimmten Differenzen treten die Gemeinsamkeiten auf menschlicher Ebene zu Tage. – Bekele Tefera hat mit Studenten im Rahmen eines Workshops eine textlich stark gekürzte, dafür aber mit Gesangseinlagen angereicherte Neuinterpretation des Originals von Brendan Behan erarbeitet, deren kleine Mängel in der Umsetzung durch das Engagement und den Enthusiasmus der Beteiligten voll wettgemacht werden. Herzlichen Glückwunsch und macht weiter so!

Aufführungen: im Club JoJo am 11. und 12.7.96, 20.00 Uhr.

Jan Linkens – ein Porträt

Tanz

Jan Linkens, gebürtiger Niederländer, begann seine tänzerische Laufbahn bereits 1977 am Het Nationale Ballet in Amsterdam und arbeitet seit 1994 als Chefchoreograph der Komischen Oper Berlin. Anlässlich der Premiere seiner jüngsten Choreographie „Sonnenkönig – Eine Reise“ sprach die UnAUF mit ihm.

UnAUF: Die Premiere steht an – bist Du aufgeregt?

Jan Linkens: Natürlich, aber ich versuche, in den letzten drei Tagen noch alles zu schaffen...

...also eine Art kreativer Aufregung...

...jetzt ist meine Arbeit beinahe vorbei, ich habe in den letzten Monaten alles aus mir herausgeholt – und jetzt versucht man, das alles unter einen Hut zu bekommen. Man bemerkt, daß man müde und leer ist – und versucht, nun alle Elemente zusammenzufügen.

Wie wichtig ist Dir bei der Probenarbeit die künstlerische Eigeninitiative der Tänzer?

Ich halte das für außerordentlich wichtig; wir möchten hier am Tanztheater versuchen, die Leute einzubeziehen. Ich bin von den Menschen, mit denen ich zusammenarbeite, sehr abhängig – von dem, was sie selber einbringen. Wenn ich angebe, wie ich mir etwas vorgestellt habe, dann kommt es darauf an, wie der Körper damit umgeht, welche Varianten er dazu anbieten kann. Künstler, die nur herumstehen und warten, bis ich alles fix und fertig habe...ich mag das nicht so.

Dann ist Bewegung für Dich auch eine Sprache, eine Art von Kommunikation?

Ja – deshalb der Titel „Sonnenkönig – Eine Reise.“; diese Reise führt in verschiedene Welten, in denen Tanz unterschiedliche

Sprachen darstellt. Die erste Welt besitzt eine Sprache der 'Äußerlichkeit', der Codierung von Regeln, wie es am Hofe Ludwig XIV. üblich war. Tanz war dort eine abstrakte, zurückgehaltene Kommunika-

tionsform, es ging um Linie und Form, nicht darum, das Innerste aus sich herauszuholen. Anders bei den Afrikanern, sie benutzen Tanz, um mit der Natur und miteinander zu kommunizieren. Da ist Tanz Ausdruck von Gefühlen, er besitzt etwas erdgebundenes, instinktives...

...eine Natürlichkeit, die uns verlorengegangen ist...?

...ich glaube ja.

Wie bist Du auf den Stoff zu „Sonnenkönig – Eine Reise.“ gestoßen?

Ich finde es gut, wenn sich Tanztheater mit Tanz beschäftigt und nicht unbedingt ein Buch oder einen Film „nachtanzt“. So habe ich Themen gesucht, die mit Tanz zu tun haben, und bin auf „Tanzspuren“ gestoßen: Tanz in verschiedenen Kulturen, wie sie damit umgehen...– und dann stieß ich merkwürdigerweise auf zwei Welten, die eigentlich ganz wenig und dann wieder sehr viel miteinander zu tun haben...

Ist Tanz also ein Spiegel von Mensch und Gesellschaft?

Ich denke, Tanz ist immer Spiegel der Zeit und des Umganges der Menschen miteinander. Früher war Tanz auch bei uns viel stärker in das tägliche Leben integriert als heute – man sieht das bei Völkern wie in Afrika: Dort „lernt“ man nicht zu tanzen, sondern bekommt es in der Erziehung als etwas Alltägliches mit. Wenn dort die Leute zusammenkommen und Musik hören, tanzen sie einfach.

frauen hinter glas

es windet. warum zum teufel stehe ich eigentlich hier vor der volksbühne herum? naja, erst mal möglichst intellektuell schauen, nur nicht zeigen, daß man sich am liebsten ins nächste café verkriechen möchte. aber immerhin hab' ich's ja versprochen: „ja, ich schau mir 'Anne Sexton' an – wieviele zeilen wollen wir bringen?“ – „ja, ich denke, ein kleiner kasten tut's..“

er tut's wohl doch nicht. aber dann stehe ich wieder mitten im wind, starre in den kunstpavillon und versuche zu verstehen. es gelingt kaum. irgendwo rauschen wortbrocken heran, quälen sich zäh durch die kleine lautsprecherbox, klatschen ins gesicht. dann frauen hinter glas. sie lachen, wir, die sie beobachten – wie ein seltenes tier im zoo – lachen mit: ihr findet die situation also auch komisch? oder unangenehm? ihr seid da drinnen, scharrt an den glasscheiben, bespritzt euch mit babymilch, und wir stehen hier draußen, starren: eine schar voyeure, die lauernd um den gläsernen käfig streicht.

dann kratzt wachskreide an den scheiben: „kunst soll die axt sein für das gefrorene meer in uns“ (Kafka). aha. langsam wird mir kalt. und wieder wortbrocken. Anne Sexton. alkoholikerin. mutter. suizidgefährdet. su-i-zid. das wort schmeckt salzig. ihre sprache ist direkt, schonungslos, kahl, ohne schmuck. sie verbirgt nichts, greift an und resigniert im nächsten moment wieder. aus, der amerikanische traum.

Penelope Wehrli betrügt ihr publikum. so, wie Anne Sexton betrogen wurde: „I was a victim of the American dream. All I wanted was a little piece of life, to be married, to have children.“ die beiden schauspielerinnen hinter der glaswand irritieren mich. ist der akzent, mit dem sie die texte Anne Sextons sprechen, echt? oder spielt das gar keine rolle? die sprache klingt auf diese weise hart, stilisiert. dann beginnen beide, sich langsam selbst zu zerstören, ihre kleidung zu zerschneiden, zu kratzen, zu schreien und zu wimmern, zu brandschatzen und zu kokettieren...; und plötzlich ist der pavillon leer. schluß mit seelenstriptease. mir ist wieder kalt. zunächst starrt alles in das loch, wo vorhin noch video-installationen das spiel mit bildern von chirurgischen operationen, verkrebstem gewebe und brustamputationen kommentierten, herrscht nun gähnende leere.

verstohlen zünde ich mir eine zigarette an. als der applaus zu prasseln beginnt, wird mir plötzlich klar: Anne Sexton doesn't live here anymore.

godot

Problematisch ist dabei, daß wir Tanz als Kunstform betreiben. Wir tanzen, und das Publikum sieht zu. Deshalb habe ich auch nicht versucht, diese Zeiten und Welten zu rekonstruieren, sondern bin von den Tänzern ausgegangen, habe sie mit diesen Welten in Berührung gebracht.

Betrachtest Du die Passivität des Publikums also als Problem?

Ich glaube, „Problem“ ist der falsche Ausdruck. Es gibt so etwas wie Respekt und Begeisterung für das, was wir tun, weil es der Zuschauer nicht kann. Es ist dabei nur wichtig, eine Form zu finden, bei der die Leute das Gefühl haben, sie würden 'mitmachen', so daß sie mit dem Gefühl hinausgehen, etwas erlebt, nicht nur zugesehen zu haben. Die Kommunikation mit dem Publikum ist sehr wichtig, der einzelne muß sich mit dem beschäftigen, was er gesehen hat; das kann auch durch Irritation geschehen, aber es muß etwas im Zuschauer bewegen.

Also arbeitest Du ganz konkret für das Publikum?

Ich drücke es mal so aus: In dem Moment, in dem ich mich mit dem Stück, an dem ich arbeite, befasse, beschäftige ich mich nicht mit dem Publikum. Ich versuche nicht, mir zu überlegen, was die Leute sehen möchten, um dann zu sagen: „Oh, das wird toll ankommen!“ Ich überlege aber, wie ich mit Tanz so sprechen kann, daß das Publikum mich versteht – denn wenn das nicht funktioniert, kann das, was wir tun, genauso gut jeder für sich allein zu Hause machen.

Welche Beziehung besteht für Dich zwischen Tanz und Erotik?

Tanz ist Erotik, denn es geht um Körper – und Körperlichkeit kann nur erotisch sein.

Welche Auswirkungen haben die Kürzungen im Kulturbereich für Dich?

Sehr starke, denn wir brauchen junge Tänzer, bekamen aber einen absoluten Einstellungsstopp verhängt. Ich kann keine neuen Leute heranziehen, ein Tänzer, der das Ensemble verläßt, wird nicht ersetzt.

Befürchtest Du also Konsequenzen für die Leistungsfähigkeit der Compagnie?

Das kann ich momentan nicht beurteilen. Wir bräuchten mit Sicherheit auch Geld für Werbung, um auf uns aufmerksam zu machen...

Ist die Popularität der Berliner Ballette zu gering?

Ja – aber das ist sicher auch ein Problem der Werbung. Berlin hat drei sehr starke Opernhäuser, alles konzentriert sich auf Oper. Wir spielen beispielsweise einmal pro Woche – die Oper fast jeden Abend. Deshalb ist die Auswahl für das Publikum selbstverständlich größer, es wächst in erster Linie mit Oper auf. Aber ich denke, in einer Stadt wie Berlin sollte es möglich sein, daß 150 Vorstellungen im Jahr ein großes Publikum finden.

Gibt es für Dich eigentlich künstlerische Vaterfiguren?

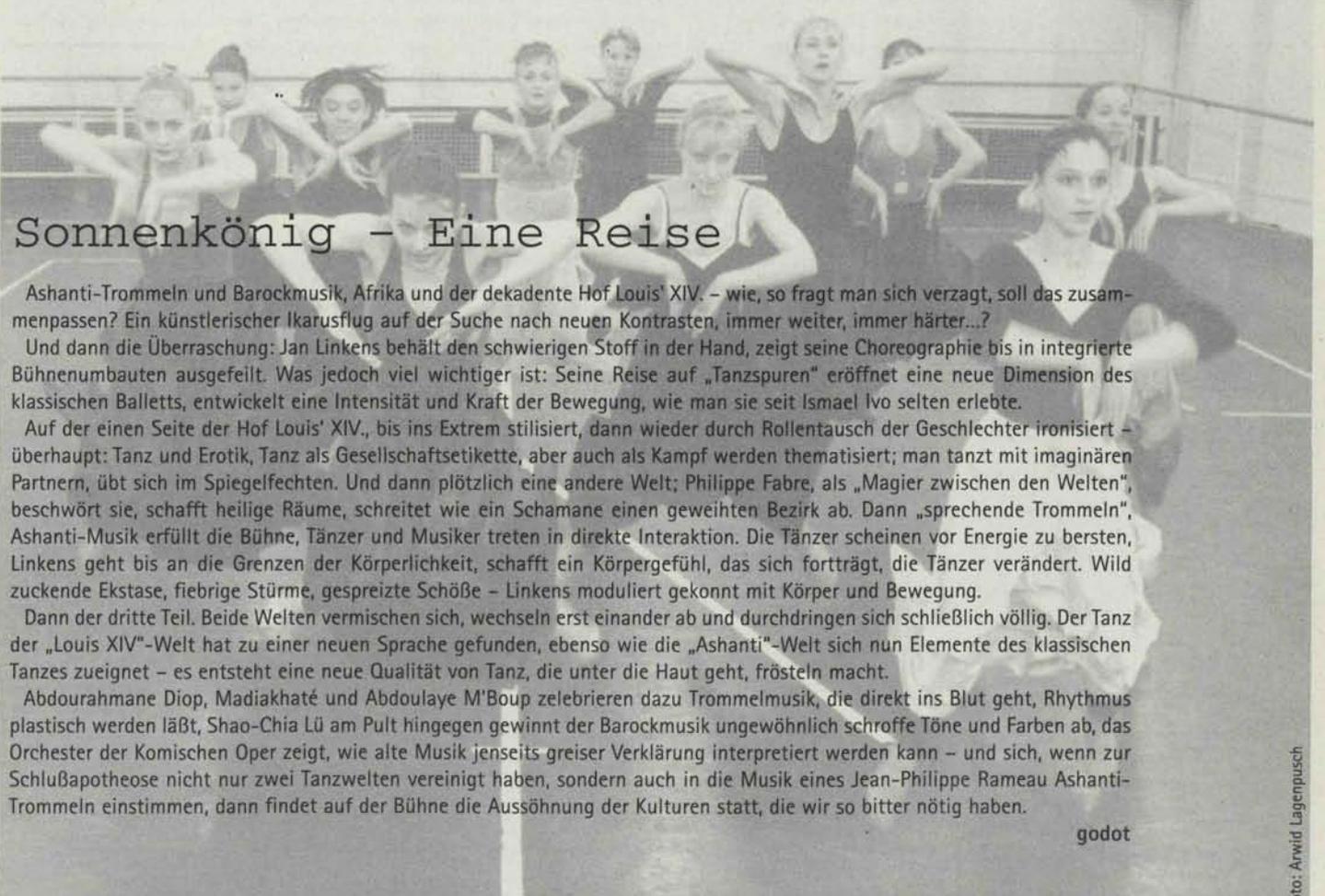
Ich bin mit den niederländischen Choreographen aufgewachsen und hatte später das Glück, als Tänzer mit vielen von ihnen zu arbeiten. Ich könnte das jetzt aber nicht an einem einzelnen Namen festmachen.

Für mich sind aber auch viele andere Dinge wichtig: Musik, Architektur, Malerei...am stärksten inspirieren mich aber Menschen!

Das Gespräch führte

godot

Probenfoto



Sonnenkönig – Eine Reise

Ashanti-Trommeln und Barockmusik, Afrika und der dekadente Hof Louis' XIV. – wie, so fragt man sich verzagt, soll das zusammenpassen? Ein künstlerischer Ikarusflug auf der Suche nach neuen Kontrasten, immer weiter, immer härter...?

Und dann die Überraschung: Jan Linkens behält den schwierigen Stoff in der Hand, zeigt seine Choreographie bis in integrierte Bühnenumbauten ausgefeilt. Was jedoch viel wichtiger ist: Seine Reise auf „Tanzspuren“ eröffnet eine neue Dimension des klassischen Balletts, entwickelt eine Intensität und Kraft der Bewegung, wie man sie seit Ismael Ivo selten erlebte.

Auf der einen Seite der Hof Louis' XIV., bis ins Extrem stilisiert, dann wieder durch Rollentausch der Geschlechter ironisiert – überhaupt: Tanz und Erotik, Tanz als Gesellschaftsetikette, aber auch als Kampf werden thematisiert; man tanzt mit imaginären Partnern, übt sich im Spiegelfechten. Und dann plötzlich eine andere Welt; Philippe Fabre, als „Magier zwischen den Welten“, beschwört sie, schafft heilige Räume, schreitet wie ein Schamane einen geweihten Bezirk ab. Dann „sprechende Trommeln“, Ashanti-Musik erfüllt die Bühne, Tänzer und Musiker treten in direkte Interaktion. Die Tänzer scheinen vor Energie zu bersten, Linkens geht bis an die Grenzen der Körperlichkeit, schafft ein Körpergefühl, das sich fortträgt, die Tänzer verändert. Wild zuckende Ekstase, fiebrige Stürme, gespreizte Schöße – Linkens moduliert gekonnt mit Körper und Bewegung.

Dann der dritte Teil. Beide Welten vermischen sich, wechseln erst einander ab und durchdringen sich schließlich völlig. Der Tanz der „Louis XIV“-Welt hat zu einer neuen Sprache gefunden, ebenso wie die „Ashanti“-Welt sich nun Elemente des klassischen Tanzes zueignet – es entsteht eine neue Qualität von Tanz, die unter die Haut geht, frösteln macht.

Abdourahmane Diop, Madiakhaté und Abdoulaye M'Boup zelebrieren dazu Trommelmusik, die direkt ins Blut geht, Rhythmus plastisch werden läßt, Shao-Chia Lü am Pult hingegen gewinnt der Barockmusik ungewöhnlich schroffe Töne und Farben ab, das Orchester der Komischen Oper zeigt, wie alte Musik jenseits greiser Verklärung interpretiert werden kann – und sich, wenn zur Schlußapotheose nicht nur zwei Tanzwelten vereinigt haben, sondern auch in die Musik eines Jean-Philippe Rameau Ashanti-Trommeln einstimmen, dann findet auf der Bühne die Aussöhnung der Kulturen statt, die wir so bitter nötig haben.

godot

Nun ja, vielleicht nicht ganz so groß. Nicht pompös, nicht protzig. Still. Aber stille Wasser sind ja bekanntlich tief. Die Preisverleihung des „IV. Europäischen Salon für Liebhaber des jungen Films“ schloß so intim, wie das Festival auch begonnen hatte.

Film

Die Regisseurin sitzt im Kino, mitten unter den Zuschauern. Etwas schüchtern blickt sie zu Boden, als sie vorgestellt wird. Bescheiden. Ist ihr der Rummel unangenehm? Und überhaupt, welcher Rummel? Keine Fanfaren, keine Spots, keine Paparazzi. In den mal mehr, mal minder gut besuchten Spielstätten glaubt man die Gesichter der Sitznachbarn langsam zu kennen, nach der Vorstellung geht es dann ins „Theaterschiff“, „unsere Festivalkneipe“, wie uns die zuständige Dame freundlich belehrt. Regisseure, Zuschauer und Presse gleichermaßen – kurz: Die „Festivalfamilie“.

Es fällt schwer, ein Urteil zu bilden. Auf der einen Seite stimmt es nachdenklich, daß ein Festival des jungen europäischen Films nicht gerade auf enthusiastisches Interesse zu stoßen scheint, auf der anderen Seite genießt man den ruhigen, intimen Rahmen. Ein seltsam ungewohntes Gefühl, „Teil“ des Festivals zu sein, nicht Glied einer teils kulturinteressierten, teils kulturfetischistischen Gemeinde zu sein, die ihre trägen Glieder durch überfüllte Städte wälzt. Das birgt allerdings in sich, daß man das, was man sieht, ernster, nahegehender betrachtet. Nach dem elegischen Blick des Autors, nach dem gesenkten Kopf der Regisseurin oder den sprudelnden Erläuterungen des Filmhochschülers sieht man deren Werke anders, kann man nicht Distanz bewahren. Filme greifen plötzlich, greifen an. Intensive Beschäftigung, die ein gefestigtes eigenes Werturteil zur Folge hat, welches Jury-Entscheidungen, ohne deren Kompetenz in Frage zu stellen, kritisch überdenkt.

Die Entscheidung fällt auch schwer, muß schwer fallen, stellt doch fast jeder Film für sich ein Kleinod dar.

Die Entscheidungen der Jury überraschten dabei nicht in jedem Fall: „Tierische Liebe“ von Ulrich Seidl mit der Prämierung als bester Dokumentarfilm war bereits als Favorit ins Rennen gegangen, der Kurzfilmpreisträger „Pirouette“ des Studenten Adam Vardy tatsächlich herausragend und der Sieger in der Kategorie Spielfilm, „La Promesse“, in Cannes bereits erfolgreich gelaufen. Dennoch, oder gerade deshalb, möchte dieser Rückblick nicht die Preisträger, sondern die Favoriten des Autors vorstellen.

„Silent witness“

von Simon Witness erzählt die Geschichte eines Londoner Polizeibeamten, dessen Aufgabenbereich in der Identifizierung der Wasserleichen der Themse liegt. Über mehrere Wochen hinweg hat Everson ihn bei der Arbeit begleitet; geradezu pathologisch werden

Fragmente gescheiterter Existenzen rekonstruiert; Selbstmorde, deren Motiv festgestellt werden will, Angehörige, die das Geschehene nicht fassen wollen und können. Bilder, die schmerzen. Blicke, so trübe wie das Wasser der Themse, das melancholisch in die Kamera schwappt. Ein Film, der den Zuschauer zugleich zum unfreiwilligen Voyeur macht, zwischen Melancholie und trockenen Kommentaren schwankt, die in der Kehle stecken bleiben: „Jedes Jahr fischen wir fünfzig Tote aus der Themse... ich mache diesen Job jetzt seit 6 Jahren...“ – sein Blick schweift von der Linse weg, wenn er die Bilanz beendet: „Das macht dreihundert...“.

„Haggyállógva Vászka“

ein „Lagermärchen“ des ungarischen Regisseurs Péter Gothár, erzählt die Geschichte des Diebes von St. Petersburg, der einem geheimnisvollen Leichenzug begegnet, daraufhin plötzlich Besuch vom Dorfdieb bekommt und... – die Geschichte spielt in der stalinistischen Sowjetunion, könnte aber immer und überall spielen. Märchenhaftes vermischt sich mit Absurdem, komischen Elementen und Traumsequenzen, Bilder flackern auf, die an „Arizona dreaming“ erinnern, dann wieder bis zum bitteren Sarkasmus übersteigerte und überstilisierte Szenen. Eine elegante Jonglage mit Surrealismus und Märchen, Abstraktion und naturalistischen Momentaufnahmen. Bittersüß.

godot

Flirting with disaster

Mel (Ben Stiller) hat Probleme. Er ist glücklich verheiratet, frisch gebackener Vater und wird von seinen Eltern geliebt. Aber sie sind nicht seine echten, sondern nur die Adoptiveltern. Kurzerhand interpretiert Mel seine unberechtigte Unzufriedenheit und Freiheitsängste falsch. Alles würde gut, wenn er nur wüßte, wer seine wahren Eltern sind. Sein Wunsch scheint in Erfüllung zu gehen. Seine ehemalige Adoptionsbehörde will ihm nicht nur helfen, sondern auch alles bezahlen, wenn die Familienzusammenführung von der Soziologiedoktorantin Tina (Tea Leoni) gefilmt werden darf. Und so begeben sich sexy Tina, Klemmy Mel und seine sexuell frustrierte Ehefrau Nancy (Patricia Arquette) samt Baby auf eine Odyssee. Unterwegs schließen sich Toni (Josh Brolin), ein alter Schulfreund von Nancy, und dessen Lebensabschnittsbegleiter Paul (Richard Jenkins) dem Trip an. Nancy ist eifersüchtig auf Tina, Tina ist scharf auf Mel, Mel ist eifersüchtig auf Toni, doch der will nur Nancys Achselhöhle ablecken. Und Paul? Der wird von allen wie das fünfte Rad am Wagen behandelt. Am Ende treffen sie aber natürlich auf Mels biologische Eltern in New Mexiko. Zwei drohengläubige Relikte aus der Hippiezeit, gespielt von Lily Tomlin und Alan Alda. Und natürlich tauchen auch noch die Adoptiveltern (Mary Tyler Moore, George Segal) auf. Und natürlich gibt es verhängnisvolle Verwechslungen.

David O. Russel, Regisseur und Drehbuchautor, ist wirklich eine temporeiche Komödie gelungen, die immer wieder überraschende und originelle Wendungen nimmt. „Flirting with disaster“, ausgestattet mit der Cinema-Verite-Stil, ist von der ersten bis zur letzten Minute beste Kinounterhaltung. Tip: unbedingt den Nachspann abwarten.

SW

Mighty Aphrodite

Der neueste Film von Woody Allen

Ein Film von Woody Allen. Und damit ist auch schon alles gesagt: Woody at his best! Nach kurzem Intermezzo hat Allen wieder zu seinem alten Stil gefunden, nach „Manhattan“ ist jetzt New York Tummelplatz seiner sozio-sexuellen Irrungen und Wirrungen. Typisierte Gestalten stolpern in Situationen, denen sie nicht gerecht werden können, finden sich in einer Umgebung wieder, in die sie eigentlich nicht so recht passen wollen. Dazu ein antiker Chor, der die Handlung kommentiert und schließlich zu beeinflussen versucht. Zwei Sphären, die sich zunehmend vermischen, ein Handlungsknäuel, das sich zunehmend schwieriger entwirren läßt. Dabei erinnert vieles an Klassiker wie „Manhattan“ oder „Mach's noch mal, Sam“ – aber Selbstzitate ist man durchaus zu verzeihen geneigt, wenn das Resultat nicht schnöde kopiert, sondern vernünftig an alte Höhepunkte anzuknüpfen weiß. Und genau das macht Allen: Das alte Thema „Sex, Gesellschaft, Beziehungen und andere Peinlichkeiten“ wird mit dem gewohnten Sprachwitz variiert und mit absurden Elementen durchbrochen. Daß Allen dabei dem „Pretty women“-Motiv endlich einmal eine interessante Sichtweise abgewinnt, macht den Film schon sehenswert; Mira Sorvino in der Rolle der Porno-Darstellerin Linda Ash liefert allerdings eine der beeindruckendsten schauspielerischen Leistungen dieses Jahres – und wenn sich hierzu noch Allens respektloser Humor und ein authentisch durchgestylter griechischer Sprechchor, der zu allem Überflüß Jazz-Einlagen tanzt, gesellen, ist das Kino-Erlebnis perfekt.

ab 15. August

godot

Der Hexenclub

Der Originaltitel „The craft“ klänge wenigstens nach etwas. Der oben stehende Verleihstitel verspricht nichts, was er nicht halten könnte – mit anderen Worten: Nomen est omen, und „Der Hexenclub“ ist dementsprechend die übersinnliche Thrillervariante des Außenseiterthemas à la „Club der toten Dichter“. Vier Mädchen, gemiedene oder diskriminierte (Rassismus, ick hör dir trapsen) Außenseiter an der Schule, gründen gemeinsam einen Hexenzirkel und beginnen kraft ihrer übersinnlichen Fähigkeiten wüste Verwünschungen auszustößen. Auch wenn die story aus der Feder von Flatliner-Drehbuchautor Peter Filardi stammt, erweist sich die Handlung nicht gerade als besonders originell und spaltet den Film in zwei Hälften. Was als Drama beginnt, endet im Horrorshowdown mit Carpenter-Anleihen. Andrew Fleming („Threesome“) hat den Stoff unpräzise und geradlinig umgesetzt, vermag aber nicht zu fesseln. Einzig Fairuza Balk in der Rolle der unberechenbaren Nancy, deren Verhalten bis zur finalen Katastrophe immer stärker in eine eigenartige kindlich-hilflose Diabolik umkippt, überzeugt restlos.

„The craft“ ist der ambitionierte Versuch, eine ungewöhnliche Idee mit den Mitteln des Mainstream-Kinos umzusetzen – und verliert sich leider in der Banalität der Konvention.

ab 4. Juli

godot

Fairuza Balk als Nancy in „Der Hexenclub!“



Foto: Verleih

UnAufgefordert

Leinwand-vorschau

The Quest

Was lange als Drohung im Raum stand, wurde nun wahr: Jean-Claude van Damme hat Regie geführt – und zusätzlich zu einer Handlung, die „Indiana Jones“ mit „Karate Kid I-XXIV“ zu vermengen scheint, wird Roger Moore ins Rennen geschickt. Das Ergebnis des Konglomerats ist uns leider noch unbekannt...

ab 1. August

Mission: Impossible

Nach „Auf der Flucht“ die nächste Verfilmung einer amerikanischen Fernsehserie. Brian De Palma hat die 60er Handlung in die 90er versetzt und (hoffentlich) eine spannende Bond-Variante geschaffen.

Neben Tom Cruise gibt übrigens Emmanuelle Beart, Europas charismatischste Diva, ihren Übersee-Einstand.

ab 8. August

Kondom des Grauens

Endlich, der Film, auf den wir alle gewartet haben. Für alle Ralf König-Fans sei Entwarnung gegeben: Verstümmlungen, wie sie bei der Verfilmung des „Bewegten Mann“ vorgenommen wurden, sind nicht zu erwarten – il Maestro wohnte den Dreharbeiten höchstpersönlich bei, und die Besetzung Udo Samels als Luigi Mackeroni kann sich nur als Glücksfall erweisen!

ab 29. August

Up close & personal

„Aus nächster Nähe“, so der gewohnt bescheuerte deutsche Titel, lernen sich Robert Redford und Michelle Pfeiffer als Fernsprecher kennen. Eine Liebesgeschichte rund um die Wettervorhersage.

ab 19. September

Independence day

Roland Emmerich, auch als schwäbische Sparsocke bekannt, hat sich wieder so richtig ausgetobt. Die Apokalypse in Form einer Alieninvasion im Stile von „Krieg der Welten“ läßt die Leinwand erbeben.

ab 19. September

Sommertip:

Quentin Tarantinos From dusk till dawn (ab 4. Juli) könnte an den Pulp fiction-Erfolg anknüpfen, kursierte nicht das Gerücht, Robert Rodriguez habe die effektgespickte Story hilflos in Blut ersäuft. Aber Tarantino auf der Leinwand lohnt jedes Brechgefühl.



Werner – Das muß kesseln!!!

Kinostart 27. Juni 1996

Film Ham' wir jelacht. Neec.

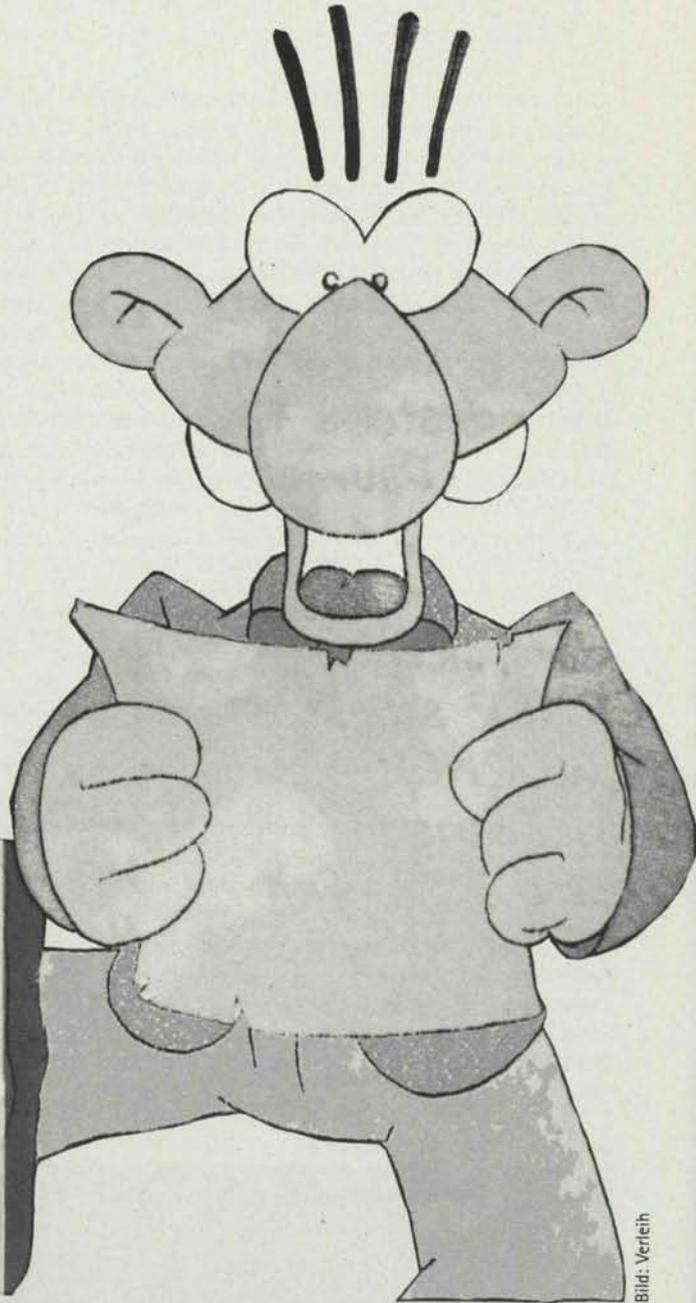
Ohne Abstriche muß ich sagen, daß der neue Wernerfilm durchweg amüsiert, unterhält und zum Bierkonsum anregt. Sehr ordentlich animiert und synchronisiert und mit fiesen Witzen auf Kosten von Bullen, Neureichen und Tankstellenbesitzern vollgestopft, ist „Werner – Das muß kesseln“ besser als sein Vorgänger.

War dieser noch ein Episodenfilmchen mit unsäglichen Realfilmszenen, hat der Neue eine durchgehende Handlung, lebens-echte Figuren und keine Realfilmszenen. Das einzige Problem dadurch ist: Wann bitte soll man dann Biernachtschub holen?

Worum geht es? Werner und sein Bruder Andy werden von dem fiesen Werbefuzzi und Restaurantbesitzer Nobelschröder zur Wettfahrt herausgefordert, die Schröder, da er der Besitzer eines Vorkriegsrennwagens ist, haushoch gewinnt. Und das unter den Augen einer echt steilen Braut! Die Folge ist klar, die Wernersens bauen ein Wundergefährt, das gewaltig kesselt und Nobelschröder ein für alle Male das Angeben verleiden soll. Des weiteren treten auf: Meister Röhrich beim Schnapsbrennen, der Rockerpräsi beim Bullenbedrohen, das Schwein Borsti in Lebensgefahr, der Tankstellenbesitzer Shorty Gernegroß beim Benzinverschneiden und die Wernerbrüder auf Zeitreise. Soweit, so simpel. Gespickt ist das Ganze mit Episöden aus den Büchern, bei denen in bester Bröselmanier kleine Ungeschicklichkeiten zur großen Katastrophe gesteigert werden.

Regie führte wieder Michael Schaaek, der auch den ersten Wernerfilm und „Felidae“ dirigiert hatte. Allerdings mußte er sich regelmäßig von Rötger Feldmann, dem Wernererfinder und Drehbuchautor, über die Schulter linsen lassen. Guter Film!

Ik weit mann bloß nich, ob dei Sachsens, dei Schwabens und all dei annern Südlänners den Film vorstein. Versuchen könn sei dat ja man.



Roody

Bild: Verleih

The Truth About Cats And Dogs

Abby Barnes ist Tierärztin und gibt in ihrer Talk Show heiße Tips für Haustierbesitzer. Meist handelt es sich um Banalitäten, doch beim dritten Anruf, von einem gewissen Enter Brian, spürt man sofort, die Lage ist ernst: Der Werbefotograf sieht sich einem zähnefletschenden Riesenkalb von Hund gegenüber, den er für seine Aufnahmen zwar in vier Rollschuhe reingekriegt hat, aber jetzt nicht mehr rausbekommt. Live aus dem Studio gibt Abby mit ruhiger Stimme die Anweisungen für die Rollschuh-Ausziehaktion, die natürlich von Erfolg gekrönt ist: Der Hund ist aus den Schuhen – und Enter Brian von den Socken, was Abby anbelangt. Er macht mit ihr ein date, und alles wäre wahrscheinlich gut gegangen, wenn er nicht noch am Telefon die fatale Frage gestellt hätte: „Wie siehst du eigentlich aus?“. Denn Abby, die sich selbst für unattraktiv hält, gibt dem Treffen keine Chance und beschreibt aus einer Laune heraus ihr Äußeres entsprechend dem Foto ihrer Freundin Noelle, das bei ihr im Studio an der Wand hängt: „Ich bin groß, blond und blauäugig“. Damit ist der Grundstein für die nun folgende Verwechslungskomödie gelegt, denn Enter Brian wird in Zukunft immer beide Frauen gleichzeitig treffen und herausfinden müssen, ob er nun das affektierte Model Noelle oder die natürliche Abby liebt. Auch wenn sich Enter Brian am Ende für eine der beiden Frauen entscheidet – was den Film trägt, ist in erster Linie die Freundschaft der beiden Frauen zueinander. So erfährt man in „The Truth About Cats And Dogs“ zum Glück auch einige Wahrheiten über Mann und Frau.

tv

KULTUR

Brauchte der Sozialismus Schallplatten?*

Ein Buch zum Verhältnis zwischen DDR-Obrigkeit und Musikszene

Buch

Sieben Jahre sind seit der Herbstrevolution vergangen, die allgemeine Meinungsbildung zum leidigen Thema der Vereinigung ist abgeschlossen. Zeit für die Forschung, sich auf tiefgreifende Problematiken zu stürzen. Der Links-Verlag steuert seinen Teil mit der Reihe „Forschungen zur DDR-Geschichte“ bei. Ein kleines Büchlein mit dem Titel „Rockmusik und Politik“ verspricht, Licht in das schwierige Geflecht zwischen DDR-Kulturadministratur, Musikproduzenten und mehr oder weniger geduldeten Musikern zu bringen. Ein wirklich interessantes Thema, brachte die Musik in der DDR doch viele schillernde Persönlichkeiten hervor, wenn auch die von ihrer Gesellschaftsfähigkeit abhängende Publikation vieles verschwinden ließ. Anderes, nicht minder Oppositionelles jedoch auch nicht, und genau diese eigentümlichen Mechanismen, die die Sendung eines Lieds im Radio zwar verboten, aber gleichzeitig die Pressung auf Platte möglich machten, werden hier beleuchtet.

Eine Projektgruppe des musikwissenschaftlichen Instituts unserer Universität interviewte unter der Leitung von Peter Wicke eine ganze Reihe von unterschiedlichen Kulturfunktionären und künstlerischen Leitern diverser Produktionsfirmen. Drei thematisch verschiedene Beiträge der Autoren und ein Anhang mit Dokumenten vervollständigen das kleine, graue Bändchen.

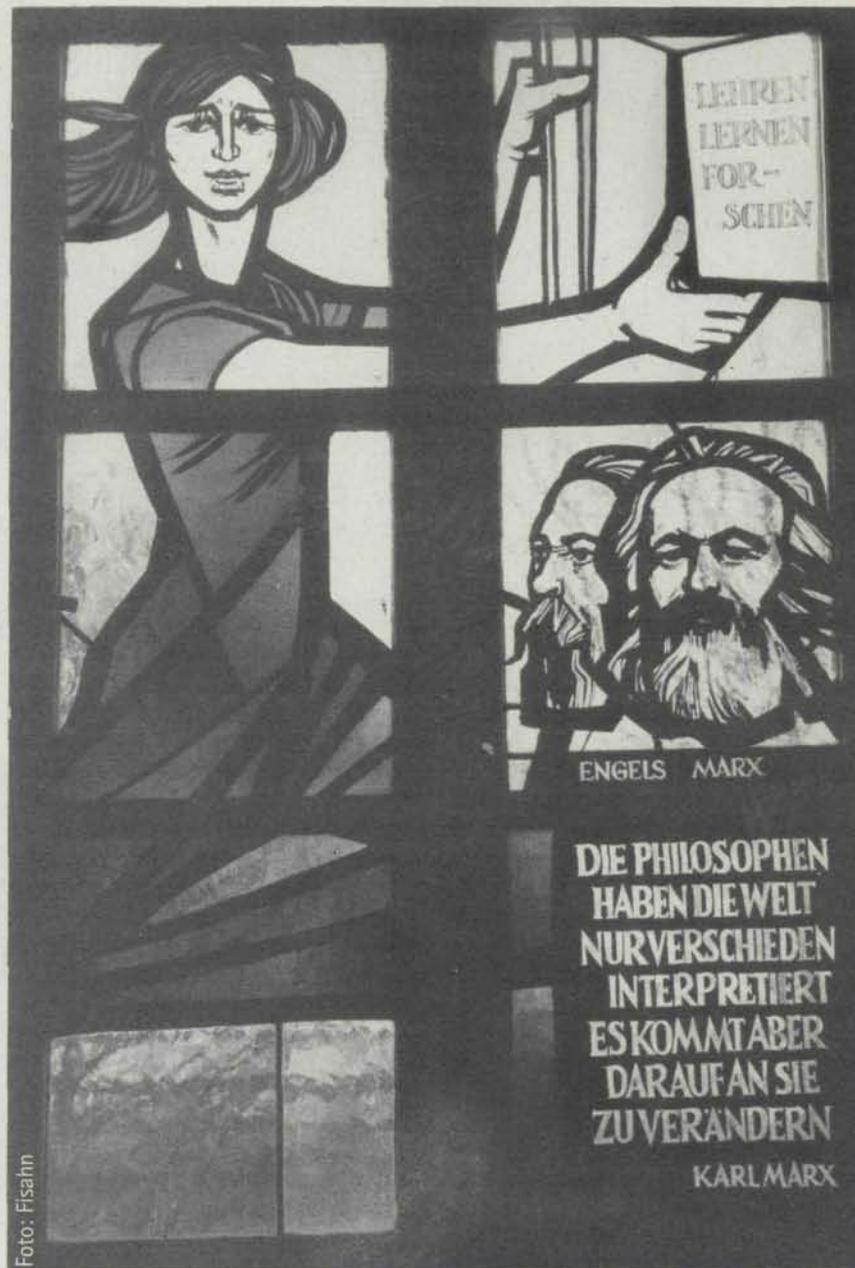
Es versteht sich nicht als Schmöker, sondern eher als Forschungsgrundlage. Was eigentlich recht schade ist, denn über das Thema gibt es, abgesehen von einem Buch des BasisDruck-Verlags über den Beat der Sechziger in der DDR, keine populäre Literatur und auch wenig anderweitige Dokumentationen. Zu schreiben gäbe es genug, allein die Musik nach der Wende emporkommender Bands sowie das gesellschaftskritische Engagement derer Texte sind interessant und ungewöhnlich zugleich. Genauso interessant wie die Kurzlebigkeit dieser Periode, die bald durch die Belieferung von Punk-, Pop- und Ost-Traditionsklischees ein Ende fand. Ein kurzer Blitz ostdeutscher Nachwendegeschichte bleibt da leider auf der Strecke.

Aber immerhin liefert das Buch nützliche Querverweise. Ein umfangreicher Anhang zu Personen und Bands sowie einige Literaturhinweise regen den Interessierten zur Odyssee durch Bibliotheken, Dokumentationszentren und zu den Zeitzeugen selbst an. So ist dieser Zusammenschnitt zwar ein kleiner Freund und Helfer, als informative Ergänzung der Plattensammlung taugt er jedoch nicht.

cd

Rockmusik und Politik. Analysen, Interviews und Dokumente, herausgegeben von Peter Wicke und Lothar Müller, Ch. Links Verlag Berlin 1996

* Der künstlerische Direktor des VEB Deutsche Schallplatten reflektierte in einem Interview eine Diskussion in DDR-Machtkreisen über die Notwendigkeit einer eigenen Schallplattenproduktion.





Hoffmannslos romantisch

E.T.A. Hoffmanns Zauberoper „Undine“ an der Humboldt-Uni

Musik

Tragisch wird es auf jeden Fall enden, das diesjährige Freilichtspektakel „Sommeroper“ mit einer Produktion der Zauberoper „Undine“ von Ernst Theodor Amadeus Hoffmann. Ritter Huldbrand wird der Wassernymphe Undine untreu, wofür er nichts kann, und die ihn liebende Undine muß ihm selbst den Kuß geben, der ihn ...

Kantsche Realismus ist den Gefühlen des aufblühenden Vormärz' zuwider. Tragisch nur, daß Hoffmann als Begründer einer theoretisch romantischen Musikästhetik diese kompositorisch nicht umzusetzen vermochte. So erinnert die „Undine“ oft

Vorstellungen sind am 7., 9., 11. und 13. Juli jeweils um 20.30 Uhr (bei schlechtem Wetter jeweils am folgenden Tag). Der Eintritt kostet 18,-/15,- DM.

Von der ersten romantischen Oper „Undine“ war nach ihrer begeistert aufgenommenen Uraufführung am 3. August 1816 im Berliner Königlichen Schauspielhaus kaum etwas zu hören, das lag nicht nur daran, daß nach der 16. Vorstellung mit dem gesamten Schauspielhaus auch die aufwendigen von Karl Friedrich Schinkel entworfenen Kulissen und Kostüme verbrannten.

Dabei handelt es sich bei der „Undine“ um ein musikgeschichtlich nicht uninteressantes Werk des Multitalents Hoffmann, der den meisten Menschen nur aus dem Deutschkurs bekannt sein dürfte. Für den Dichter, Graphiker, Karikaturisten und Juristen war die Musik der für ihn selbst vielleicht wesentlichste Teil sein Lebens. In seiner kreativen Seele tobte der Kampf, den er plakativ in seiner Novelle „Dichter und Komponist“ verarbeitete, den platonischen Dialog über die Frage, wie ein Opernlibretto zu schreiben sei, das sich absetzt von der veralteten Form der opera seria und ihren Autoren, „nachdem Metastasio gezeigt hat, wie ein Libretto nicht zu schreiben sei.“

Der Klassiker Hoffmann wählt für „Undine“ nicht die romantische Idealform einer instrumentalen Fassung, die die tiefen, dunklen und unbeschreiblichen Gefühle durch Worte nicht zerstört, sondern die textliche Oper. Der Romantiker Hoffmann wählt allerdings einen Fantasy-Stoff, die märchenhaft scheidende Liebe einer Nympe zu einem schönen Prinzen: der

an Mozart, das von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué geschriebene Libretto ist jedoch ein romantisches, romantische Theorie und Praxis klaffen auseinander.

Erstaunlich ist die Wirkung des Beethovenschen Schattens auf die folgende Komponistengeneration und Hoffmanns romantisierende Interpretation seiner Werke, explizit in der berühmten Rezension der 5. Sinfonie (dadada-da). „Wir werden Riesenschatten gewahr, die auf und ab wogen, enger und enger uns einschließen, und alles in uns vernichten, nur nicht den Schmerz der unendlichen Sehnsucht.“

In der Inszenierung von Urs Häberli dirigiert Universitätsmusikdirektor Prof. Constantin Alex Humboldts Studentische Philharmonie sowie Humboldts Philharmonischen Chor. Das Bühnenbild und die Kostüme gestaltete in der von Prof. Alex von ursprünglich vier auf zwei Stunden gekürzten „Undine“ Prof. Ruth Tesmar. Vom Veranstalter wird auf das studentische Profil der Produktion Wert gelegt, in der auch Laien mitwirken. Schade, daß nicht auch die kunst- und kulturwissenschaftlichen Institute in die Produktion einbezogen wurden.

Der Zuschauer darf sich dennoch freuen auf ein Werk, daß bei ihnen vielleicht ebensolche Begeisterung auslöst wie Beethovens 5. bei Hoffmann: „Sie erweckt jene unendliche Sehnsucht, die das Wesen der Romantik ist.“ antrobus

Der Internationale Studenten/innen-Ausweis (ISIC) berechtigt weltweit zu Sondertarifen/Ermäßigungen bei Flug, Bus, Bahn sowie Unterkunft, Verpflegung, Kultur, Sport und Freizeit.

get more
for less



Für DM 15 bekommt Ihr den ISIC-Ausweis beim AStA, vielen Studentenwerken sowie Jugend- und StudentInnenreisebüros.

Nur ein toter Student...



Die Milchmädchenrechnung des Herrn Radunski

**Hegelplatz: Neonröhre explodiert, 5 Verletzte.
Kupfergraben: Geländer bricht, 3 Tote.
Hauptgebäude: Diaprojektor in UL6 1072
erschlägt Schwangere.**

Radunskis Rechnung geht auf. Durch den Erhalt maroder Gebäudezustände an der HUB wird er gemäß interner Vorgaben bis zum Jahr 1998 die Zahl der Studierenden an der ältesten Uni Berlins auf einen finanzierbaren Bestand reduziert haben. Nach dem Motto „Nur ein toter Student ist ein guter Student“ verweigert die Finanzsenatorin unserer Uni die zur vorschriftsmäßigen Instandhaltung der Gebäude benötigten Mittel. Einfachste Sicherheitsstandarde können nicht eingehalten werden: Zwar wurden in unzähligen Begehungsprotokollen und Brand-schauen die „Mängel realisiert“ sowie auch diverse Projektierungen in Auftrag gegeben und bezahlt. Die schönen Knabenblütenpläne jedoch verstauben in den Schub-laden.

Noch gab es keine Toten. Aber die oben angeführten Unfälle fanden wirklich statt. Seit die UnAUF an der Humboldt-Universität erscheint, berichtet sie über längst fällige Bau-maßnahmen. Bis dato konnte der üble Zustand noch mit einigungsbedingten Organisations- und Finanzschwierigkeiten entschuldigt werden. Bautechnische Provisorien sind zur unbefristeten Dauerlösung mutiert, Beispiel: Teilbibliothek der Musikwissenschaften. Ihr Fluchtweg wurde durch schwere Bücherkartons zugestellt, die Bibliothekarinnen waren nicht in der Lage, die Kisten umzuräumen, wohin auch, der kleine Raum ist derart mit Regalen vollgestopft, so daß der Ausbruch eines Feuers für die im Lesesaal Arbeitenden den sicheren Tod bedeuten würde. Immerhin wissen sie dann, daß es wenigstens einen theoretisch begehbaren Fluchtweg gab. Viele andere Räume, unter ihnen große Hörsäle, besitzen nämlich überhaupt keinen. Inzwischen hat sich die Situation, in der Lehre und Forschung an der Uni getrieben wird, dramatisch zugespitzt. Die Sicherheit von Professoren und Studierenden ist gegenwärtig im zulässigen Rahmen nicht gewährleistet. Das gesamte Ausmaß an Schäden, Gefahrenstellen und Risikoherden in den Gebäuden ist nicht überblickbar. Ein Professor, der nicht namentlich genannt werden will, sagt es ganz deutlich: „Wenn alles bekannt werden würde, könnte man die Uni gleich ganz dicht machen.“ Die Universität auf ihre bauliche Sicherheit hin zu untersuchen, stellt sich als wohlgemeinter, aber nicht vollends realisierbarer Versuch heraus. Die Recherche beschränkt sich deshalb in den folgenden Kapiteln auf Beispiele, die eine schlimme Realität nur erahnen lassen.





I. Tatort Hörsaal 2002 Mit dem Risiko leben

Brauereibesitzer B schließt Knebelvertrag mit Wirt W. Irgendwo bei der dritten Bierlieferung schweifen die Gedanken ab. Der Hörsaal ist brechend voll, auch die unattraktiven Plätze auf dem schmutzigen Fußboden sind belegt. Ein ganz eifriger Mitstudent, der natürlich einen Platz zu Füßen des Profs ergattert hat, tippt gläubig jedes Wort in sein nagelneues Laptop. Der Blick wandert zum Fenster. Blauer Himmel. Sonnenschein. Langsam machen sich Fluchtgedanken breit. Doch vergeblich suche ich nach einem Hintertürchen, um den Raum unbemerkt zu verlassen. Nur ganz vorn befindet sich ein Ausgang. Hier schnell zu verschwinden ist unmöglich. Aber was ist, wenn man wirklich ganz rasch raus muß? Und zwar nicht nur ich, sondern alle. Weil Feuer ausbricht. Die einzigen, die mit größter Wahrscheinlichkeit den Saal sicher verlassen, sind die ganz Eifrigen, in der ersten Reihen, oder die ganz Faulen, die vor der Türe sitzen. Alle anderen, darunter auch ich, müßten von ganz hinten über am Boden hockende Mitstudierende durch schmale Gänge

Ausgebrannt:
das Info-Café
im Hauptgebäude



Foto: Archiv

unseren Weg zur kleinen Türe finden. Schon unter normalen Umständen beträgt das Verlassen des Saales im Schnitt 7 Minuten. Aber bei Panik ist zu bezweifeln, daß alle den Raum räumen können. Bei einem Hörsaal dieser Größe müßte doch eigentlich ein zweiter Fluchtweg vorhanden sein. Und ich meine nicht den Sprung aus dem Fenster. Und richtig. Auf hartnäckigen Nachfragen bei der Arbeitssicherheit der HU, wird mir bestätigt, daß dieser Mangel realisiert worden sei. "Ja ein zweiter Fluchtweg ist bei Hörsälen mit der Kapazität des 2002 vorgeschrieben." Aber nicht nur dieser Hörsaal, sondern auch diverse andere Teile der Universität, entsprechen nicht den einfachsten Sicherheitsbestimmungen. Bei verschiedenen Brand-sicherheits-schauen wurden zwar die Mängel festgestellt und auch der Bauleitung mitgeteilt, jedoch blieb dies folgenlos. Begehungsprotokolle, die Aufschluß über den Sicherheitszustand der HU geben könnten, werden wie X-Akten gehütet. Es sei einfach kein Geld da, um die realisierten Mängel auch zu beheben. Aber was ist, wenn wirklich etwas passiert? Werden dann auch Tote zu beklagen sein, wie bei dem Flughafenunglück in Düsseldorf, verursacht durch die Nichtbeachtung von Sicherheitsbestimmungen? Und wer ist dann verantwortlich? Tja, mehr als immer wieder auf die Mängel hinweisen und die Gelder zur Behebung zu verlangen könne man nicht tun. Oder wie es Frau Bischatka von der Arbeitssicherheit ausdrückt: "Man lebt mit dem Risiko."

Andere Mitarbeitende der HU wollen nicht öffentlich über Gefahrenquellen und gravierende Sicherheitsmängel sprechen. Ein Professor, der nicht genannt werden will, sagt es ganz deutlich: „Wenn alles bekannt werden würde, könnte man die Uni gleich ganz dicht machen. Und damit wäre doch niemandem gedient.“ Augen zu und durch. Das kann ja wohl nicht wahr sein. Wilde Sparmaßnahmen auf Kosten der Sicherheit. Auf Kosten der Mitarbeitenden der HU und der Studierenden. Die Abteilung der Arbeitssicherheit ist auch von diesen Etatkürzungen betroffen. Oft reicht das Geld nicht einmal, um die Unfallverhütungsvorschriften zu aktualisieren. Die Mitarbeitenden müssen sich über Umwege das arbeitsnotwendige Material besorgen. Auch das ist eine Möglichkeit mit den Risiken umzugehen. Die Kontrollinstanz kaputt sparen, so daß niemand mehr mahnend den Zeigefinger heben kann. Wie kann es sein, daß millionenteuere Neubauten für den Umzug der Regierung errichtet werden, da die alten DDR Gebäude nicht gut und sicher genug sind, während Studierende aber in lebensgefährlichen Bruchbuden verbleiben müssen, da kein Geld da sei? Mit dem Risiko leben? Nein Danke! Nicht mit uns.

Nicht nur die Universitätsgebäude bergen Risiken, denen Studierende permanent ausgesetzt sind, sondern auch der Weg zur Uni.



II. Zebrastreifen eine ausgestorbene Signalart?

Der hauptstädtische Verkehr braust ohn' Unterlaß über den märkischen Sand, der unter dem erst kürzlich stabilisierten Bitumen metertief ruht. Unter den Linden ist die pulsierende Ader hin zum symbolischen Herzen der Mitte, dem Brandenburger Tor. Für die auf der pulsierenden Ader Dahinrollenden, der bewegten Elite des Hauptstadtaufbaus, gibt es neben den Verengungen, wegen der vielen Baustellen, nur etwas wirklich Störendes, nämlich das Studentengewirr, das allwochentäglich den Seitenwechsel probt: hin zur Kommode, her zum Hauptgebäude. Da hilft die Ampel am Fuße der Universitätsstraße kaum zur notwendigen Disziplinierung. Der Weg gerät dem Gewirr wohl zu lang und die Ampelphasen sind gar kurz. Der direkte Weg wird mannigfach gewählt, und man fragt sich besorgt nach der Sicherheit für das Blech der vielen brausenden Autos. Auf dem Weg in eine sichere Zukunft Deutschlands darf das deutsche Statussymbol keinen Schaden nehmen...

Widerständig allein zeigt sich das Gewirr und konnte schon vor einigen Jahren sich zu einer Aktion hinreißen, in der mitten im brausenden Verkehr ein Behelfszebrastreifen aufs Bi-

tumen gepinselt wurde. Stunden irritierte dies die Bewegungselite im Blech. Doch die Polizei, der Freund und Helfer, schuf Abhilfe, und die Irritation ward schnell verschwunden. Nur einige Studenten fanden sich mit einem Strafbefehl wieder.

Widerstand lohnt nicht. Und selbst vorgeschobene geistige Größen der Bundesrepublik werden nicht erhört und beweisen nur die Vergeblichkeit des Geistes gegenüber dem Blech: Theodor W. Adorno, in den 60er Jahren Philosophieprofessor in Frankfurt/M. sah sich mit einer ähnlichen Campusatmosphäre konfrontiert, wie sie an der Humboldt-Universität herrscht und stöhnte laut nach einer Ampel, nach einem ungestörten Überweg, denn „wenn der Student das tut, was er in der Universität tun sollte, nämlich nachdenken, dann begibt er sich hier in Lebensgefahr.“ Eine Ampel gibt es mittlerweile in Frankfurt/M., doch mußte Adorno erst darüber hinwegsehen, wenn auch nicht als Opfer des Blechs.

Doch eine Ampel oder ein Zebrastreifen vermögen eine viel subtilere Belästigung des Verkehrs, den Lärm nämlich, nur periodisch einzudämmen. Messungen der UnAufgefördert haben in zahlreichen Räumen eine Lärmbelastigung ergeben, die bis zu 58% über dem zulässigen Grenzwert liegen.

Das ist nicht mehr nur fahrlässig!

Ein im Auftrag der UnAufgefördert erstelltes Gutachten zeigt: An der Humboldt-Universität gibt es zahlreiche Gefahrenquellen, Schadstoffe treten ungehindert ins Abwasser, technische Geräte werden allzu sorglos aufgestellt.

Im Frühjahr 1994 trat der Ernstfall ein: Untersuchungen des Nuklid-Labors in der Bunsenstraße hatten eine auffällig hohe Kontamination mit radioaktiven Stoffen ergeben. Die sofort eingeleitete Entsorgung dauerte über mehrere Monate, mit einer derart hohen Verunreinigung hatte man wohl nicht gerechnet. Insgesamt 31m³ kontaminierter Bauschutt mußten zwischen 1992 und 1994 an der Humboldt-Universität entsorgt werden, im Vordergrund standen dabei immer wieder die alten Labors in der Bunsen- und Hessischen Straße. Wer glaubt, mit der neuen Labortechnik sei auch ein neuer Umweltschutz und neue Vorsorgemaßnahmen eingezogen, täuscht sich leider. „Vieles ist zwar erneuert worden, aber das Bewußtsein im Umgang mit gefährlichen Stoffen ist hier noch wenig entwickelt.“ Dies ist eines der Ergebnisse einer Grobuntersuchung der Gebäude der Humboldt-Universität durch einen Sachverständigen. UnAufgefördert hatte einen ehemaligen TU-Professor gebeten, sich doch einmal die Bereiche Chemie und Physik nach möglichen Gefahrenquellen und auch das Hauptgebäude nach unsachgemäßem Gebrauch von technischen Geräten und nach Gefahrenquellen anzuschauen. Der Professor, welcher wegen der schlechten Erfahrungen an der TU mit ähnlichen Untersuchungen lieber anonym bleiben möchte, zeigte bei seiner Begutachtung gefährliche Mißstände im Umgang mit Schadstoffen auf und berichtete uns darüber hinaus über erschreckende Zustände im Hauptgebäude der Universität. Hier einige Auszüge aus dem Vorgutachten:

Die Mitarbeiter- und Studentenunfälle im Hochschulbereich sind zwar von 287 Fällen im Jahr 1992 um acht Prozent auf 266 Fälle im Jahr 1994 knapp gesunken, trotzdem gibt es immer noch erhebliche Gefahrenquellen, vor allen Dingen in den naturwissenschaftlichen Studiengängen. Beispielsweise wird im Anorganischen Grundpraktikum der Chemie beim Schwermetallnachweis immer noch viel zu wenig Aufklärung darüber gegeben, wie mit den hochtoxischen Stoffen umzugehen sei. Es sind Fälle bekannt geworden, in denen uninformierte Studenten die Nachweisergebnisse einfach in den Ausguß geschüttet haben. Da die Chemiegebäude in der Hessischen Straße aber über kein eigenes Abwassersystem verfügen, gelangen diese Schwermetalle unweigerlich in die öffentliche Kanalisation!

Gleiches gilt für die Laborversuche mit Gasen. Da die Chemie keine Aktivkohle-Filter (Absorptionsfilter) besitzt, können auch hier Abgase ungehindert in die Atmosphäre treten. Dies ist zwar bei der geringen Menge der verbrauchten Gase kein akutes Problem, aus Umweltschutzgründen aber eigentlich nicht vertretbar.

Auch die Lagerung von Chemikalien muß gerügt werden, zumal in den letzten Jahren sogar schon einige Lager wegen unzureichender Anforderungen geschlossen werden mußten. Offiziell wurden seit 1992 129 Tonnen Sonderabfälle an der HU vernichtet.

Insgesamt kann aber gegenüber den Untersuchungen an der TU in den achtziger Jahren an der HU auch Erfreuliches festgestellt werden. Es gibt hier ernsthafte Versuche, gesundheitsschädliche Versuchs-Chemikalien durch minder gesundheitsschädliche zu ersetzen, ebenso wird die Belehrung der Studenten vor Laborversuchen erfreulich intensiv durchgeführt.

Unerfreuliches gibt es aber aus dem ganz alltäglichen Studentenleben. Da sind zunächst die völlig überlasteten Toilettenanlagen des Hauptgebäudes. Nicht nur, daß durch die gewachsenen Studentenzahlen es nun regelmäßig zu Verstopfungen der Toiletten kommt und durch die in den Vorlesungspausen stoßartig anschwellende Toilettenfrequenz auch zu einer erhöhten Stickstoffbelastung im gesamten Hauptgebäude mit meßbarer Schwefelwasserstoff-erhöhung, nein, daneben gibt es durch die latente Verstopfungsgefahr auch ein Ansteckungsrisiko mit typischen Bakterienkulturen.

Auch die nach wie vor vorhandenen Bleirohre sind nicht ungefährlich. Zwar geht das Blei mit dem Wasser zunächst schwerlösliche Verbindungen ein, löst sich dann aber in Klumpenform und gelangt ins Trinkwasser.

Ebenfalls sehr bedenklich ist die völlig überfüllte Mensa im Hauptgebäude. Hier gibt es keinen Fettabscheider im Abflußsystem, so daß die inzwischen als karzinogen bekannten Fette und Öle auch ins Grundwasser gelangen können. Darüber hinaus führen die anfallenden Reste von Bratenöl auch immer wieder zu Verstopfungen und nachfolgend Überschwemmungen. Dies konnte im Untersuchungszeitraum mehrmals beobachtet werden. Auch kann das Nebeneinanderliegen von Küche und Spülraum zu Aromatverbindungen führen, deren Einfluß auf das Wohlbefinden der sich im eigentlichen Mensaraum aufhaltenden Personen eher negativ einzuschätzen ist.

Die größte Gefahr geht aber von den zahlreichen Druckern und Kopierern im gesamten Hauptgebäude aus. Es gilt inzwischen als allgemein bekannt, daß sowohl Kopierer als auch viele Laserdrucker mit Ozon arbeiten, und daß die Ozonbelastung in den Räumen, in denen sich diese Geräte befinden, bei Gebrauch derselben schnell ansteigt. Viele Studenten, die sich beispielsweise längere Zeit in einem PC-Pool aufgehalten haben, klagen hinterher über Kopfschmerzen. Diese kommen nicht nur vom hohen Elektromog der Geräte (eine weitere Gefahrenquelle!), sondern auch von der hohen Ozonbelastung in diesen Räumen. Mit Erstaunen ist daher festzustellen, daß in jeder Etage des Hauptgebäudes mehrere Großkopierer älterer Bauart aufgestellt wurden, die für ihre hohen Ozonkonzentration in den Tonern bekannt sind. Es bleibt zu fragen, ob hier wirklich nur fahrlässig gehandelt wurde!



III. Viel Lärm um nichts? Wo Grundrechte an der HU mit Füßen getreten werden

Der Prof. spricht und du verstehst kein Wort. Folglich kapiert du nichts, folglich fällst du durch die Prüfung und bist irgendwann nur noch eine Nummer beim Sozialamt. Diese Verkettung ist nicht zwangsläufig. Und oft ist auch nicht die Dummheit des Studierenden Grund für das Versagen. Wenn ein Prof. nicht verstanden wird, liegt das nicht selten an dem zu hohen Lärmpegel von außen, der selbst bei geschlossenen Fenstern eine normale Kommunikation nahezu unmöglich macht. Ein gutes Beispiel ist hierfür das WiWi-Hauptgebäude in der Spandauer Str.1. Bei Messungen wurden in einem zufällig ausgewählten Hörsaal und einem Seminarraum Durchschnittswerte von über 55 dB(A) bei geschlossenen Fenstern gemessen, wobei Schallspitzen von 65 dB(A) erreicht wurden. Und im Sommer, wenn die Hitze ein Öffnen der Fenster notwendig macht, müssen die Studierenden im Seminarraum eine Dauerbelastung von 61 dB(A) ertragen, mit Höchstwerten von 87 dB(A). Zulässig sind aber nach §15 Schutz gegen Lärm, Unfallverhütungsvorschriften, maximal 55 dB(A), die bei überwiegend geistigen Tätigkeiten nicht überschritten werden dürfen. Denn daß Lärm nicht nur die zwischenmenschliche Kommunikation auf das Empfindlichste stört, sondern auch gesundheitsgefährdende Schädigungen verursacht, wissen wir Dank der Warnung unserer Eltern vor Diskothekenbesuchen schon lange. Aber nicht der Konsum zu lauter Musik steigert die potentielle Gefahr jedes Studierenden der HUB, zu früh zu viel seiner Hörfähigkeit einzubüßen. Ein Mitarbeiter des Instituts für technische Akustik an der TU hält diese Grenze noch für viel zu hoch: „Eine Schallbelastung in Unterrichtsräumen über 40 dB(A) wirkt sich eindeutig negativ auf die Lernatmosphäre aus.“ Der Aufenthalt in unzureichend schallschutzgesicherten Räumen, die nur zum Zweck der Wissenserweiterung aufgesucht werden, gefährden auf lange Sicht die Lebensqualität jedes Studierenden. Die technischen Mitarbeiter in der Spandauer Straße können ihrer Arbeit nicht mehr korrekt nachgehen. „Oft kann ich die Klingel gar nicht mehr hören, wenn einer was dringend

braucht, kann er mich nicht erreichen.“ Auch die Aussteuerung der Mikrophone wird durch den Lärmpegel auf das empfindlichste gestört. „Oft ist es unmöglich eine gute Übertragung, und damit eine gute Vorlesung, herzustellen, da der Krach von außen dermaßen stört.“ Ein gutes Beispiel, wie durch simple Doppelverglasung ein gesünderes und effektiveres Lernen möglich wäre, sind die Hörsäle in der Torstr.1. Der Unterschied von geöffnetem oder geschlossenem Fenster beträgt lediglich 2 dB(A). In diesen Räumen ist man einem Dauerlärmcocktail aus Pkw, Lkw, Motorrädern und Straßenbahnen ausgesetzt, der, aufgepeppt durch Sirenengeheul, seine durchschnittlichen 50 dB(A) bis zu 64 zu steigern vermag. Um wieviel angenehmer ist es im Seminargebäude am Hegelplatz, ausgestattet mit Spezialfenstern. In keinem Zimmer übersteigt der Schallpegel in der Regel die 40 dB(A)-Marke. Anders sieht es hier aber auch aus, wenn unerträgliche Temperaturen ein Öffnen der Fenster unumgänglich machen. Und hier sind es nicht, wie von betroffenen Studierenden oft als Verursacher beschuldigt, die S- und Straßenbahnen, die zu einer unerträglichen Belastung werden. Vielmehr der „normale“ Verkehr, vor allem Lkw und Motorräder, ist der Störenfried der wissenschaftlichen Muse. Sollen nicht zukünftige AkademikerInnen-Generationen, wenn sie den überhaupt ihr Ausbildungsziel unter diesen Umständen erreichen, ein Haufen Tauber oder stark Gehörgeschädigter werden, ist rasches Handeln gefragt. Entweder schallgeschützte Gebäude mit funktionierenden Klimaanlage ausstatten oder aber endlich den Verkehr in der Innenstadt drastisch einschränken oder gänzlich unterbinden. Wem diese Maßnahmen zu rigoros erscheinen, sollte sich in irgend eines der untersuchten Gebäude begeben und sich von den unhaltbaren Zuständen selbst überzeugen. Die Unfallverhütungsvorschriften werden hier degradiert zu lediglich Vergleichsmaßstäbe gebenden Broschüren. Durchführungsanweisungen werden, weil als zu aufwendig zu realisieren, einfach übergangen. Das Recht wird hier mit Füßen getreten, die Gesundheit der betroffenen Menschen bereitwillig aufs Spiel gesetzt. Und wir gehen sicher nicht zu weit uns auf Artikel 2 Absatz 2 des Grundgesetzes zu berufen und unser Recht auf körperliche Unversehrtheit an dieser Stelle massiv verletzt zu wissen.

Messungen der UnAufgaben ergaben teilweise erschreckende Werte:

Ort	Raum	Zeit	gemessener Wert (alle in dBA) bei			
			Ø	offenem Fenster max	Ø	geschlossenes Fenster max
Spandauer Str. 1	205	11.40	61	87	55	63
	201	12.00		Klimaanlage	54	65
Hegelplatz zum Hof	201	12.20	48	62	40	50
zur Dorotheen- straße	504	12.30	55	75	38	46
zum Hof	509	12.40	48	64	35	
zur Unistraße	209	12.50	40	82	33	47
Unistr. 3b	416	13.00	50	/	42	/
Torstr. 1	117	13.15	52	/	50	62
Hauptgebäude	2002	13.30	53	/	45	/



Neue Kunst in der Dorothea-Zetkin-Straße

Pinklila Gestänge stakt gen Himmel über Berlin und umrankt die Eingangsportale an der Rückseite des Hauptgebäudes

„Her mit den Röhren!“ rief wohl ein dem Baugeschehen in Berlin sehr zugewandter Künstler unbekannter Provenienz. Was anregend schon geraume Zeit über die Linden oder die Friedrichstraße gespannt war, forderte eine künstlerische Verarbeitung im Dunstkreis der Universität. Gemäß der Konzeption Alltagsgegenstände aus ihrem Marktzusammenhang zu reißen und sie in absoluter Nutzlosigkeit in Ausstellungsräume zu pferchen, woraufhin der Besucher solcher Installation erstaunt in eine selektive Alltagswelt seines täglichen Umgangs blicken kann, entstand nun eine Freiluftinstallation mit pädagogischem Wert. Die Rohre, durch die noch vor Tagen die Abwässer Berlins sprudelten und in denen so manche Fäkalien zu ihrer Klärung trieb, sind nun ihrer schnöden Funktionalität enthoben und stehen als Fanal des Abfalls und des technokratisch bewältigten Einlaufs am hinteren Ausgang der Universität. Ströme von Studenten werden nun symbolisch mit den Abwasserströmen, die sie selbst alltäglich produzieren, konfrontiert. Das pinklila der Rohre, die schier himmelwärts streben, sind versetzt mit einigen Roststellen, die die Funktionalität lebensecht illusioniert, und bilden so einen Beitrag zur Auseinandersetzung mit unserer von Technik gefährdeten Umwelt. Pinklila, ein Aufschrei der Farben, die rosarote Brille, mit der wir unsere Welt schönfärben könnten, kontrastiert mit der Farbe der Frauenemanzipation. Wer hat bei solch weitreichenden Assoziationen, die sich einem förmlich aufdrängen, noch die Augen für die Gewaltigkeit der körperlichen Anstrengung, die die Fertigung und Aufstellung der ebenförmigen Steinklötze, die der Halterung dienen, bereitet haben muß? Dem Anonymus unter der Bildhauergilde sei Dank für seine gewaltige Tat, die uns zum Denken, Nachdenken anstößt.

Allein eine Angst macht sich bei den vielen Besuchern der Freiluftinstallation breit. Was ist nur, wenn die Röhren doch eine Baugrube entlasten, eine Baugrube der diverse Gebäude der Universität Platz machen könnten. Ist das Ende der Universität schon so nah...?

Und werden wir so demnächst durch die Roststellen den verführerischen Duft diverser Ausflüsse tropfen sehen und riechen können? Dann wird der Regenschirm als Dienstkleidung für alle Studenten zur Pflicht und ich verstehe dann auch, warum zu jeder Immatrikulation 100 DM Gebühren anfallen, denn Schirme kosten Geld!

Ulli

IV. Der Gnobbel und das Loch

Radfahren ist gesund. Gute Luft und Sonnenschein zieht jeder der miefigen und teuren BVG gern vor. Ausdauer trainiert der Lichtenberger oder Treptower Student, Studis aus dem Prenzlberg und Mitte dagegen können sich bestimmt an einige gute Sprints erinnern, mit denen das Seminar, was fast schon verschlafen geglaubt war, doch noch erreicht werden konnte. Leider nimmt die Nerverei mit Abgasen und Lärm der Radfahrerei einen großen Teil des Reizes.

Dem auf diese Art und Weise bereits vorbelastet an der HU ankommenden Studenten wird kein schöner Empfang bereitet. Gehen wir einmal davon aus, es ist ein sich aus westlicher Richtung annähernder Student, der erstens sein Fahrrad auf dem Innenhof der HU parken will, der es zweitens sehr eilig hat und der drittens noch nie mit dem Fahrrad diese Strecke befuhrt und deshalb auch noch nicht weiß, daß Radfahren an der HU lebensgefährlich ist.

Nach halsbrecherischem Linksabbiegen von den Linden in die Universitätsstraße fegt der Naive um die Rechtskurve in die Dorotheenstraße, um nicht wegen entgegenkommender Fußgänger anhalten zu müssen. Aber ein Schlagloch hinterhältigster Sorte läßt ihn und sein Fahrrad gleich eines mit einem Fuß in einer Falle steckenbleibenden Roadrunners erzittern, taumeln und im ungünstigsten Falle auf der Nase landen. Die Hinterhältigkeit des Schlaglochs hat zwei Gründe: Es ist erstens sehr lang und verläuft quer zur Fahrtrichtung. Das eigentlich fiese ist aber der Umstand, daß man es nicht sieht, denn es ist gar kein richtiges Schlagloch, sondern eher eine Vertiefung der Straßenoberfläche ohne sichtbare Beschädigung des Bitumens.

Es gibt zwei Interpretationsmöglichkeiten dieses Mißstands: Entweder ist die Universitätsstraße zu eben, so daß der verwöhnte Radfahrer nicht auf die noch auf Oststandards fu-

Bende Straßenoberfläche der Dorotheenstraße vorbereitet ist, oder letztere ist einfach zu schlecht, denn nicht alles war gut im Osten.

Da sich am Vorhandensein des Lochs nichts ändern wird, kann man es als eine kleine Assoziationsübung betrachten, denn derjenige, der beim Entlangfahren besagter Ecke nicht an selbiges denkt, wird unweigerlich wieder hineinraschen. Und wer dann mit mehr Glück als Verstand das Loch meistert und nicht auf der Nase landet, läuft wenige Meter weiter Gefahr, diesem Vergnügen doch noch nachzukommen. Heimtückisch locken die Straßenbahnschienen und prompt endet man mit einem der beiden Reifen – im schlimmsten Fall sogar mit beiden – in der „Ritze“. Entkommen unmöglich, Gleichgewicht halten sowieso, der Sturz ist vorprogrammiert.

Das wäre ja alles nicht so schlimm, wenn nicht an der nächsten Ecke ein weiteres Handicap auf unseren Eiligen wartete: Gemeint ist der auch bei Fußgängern verhaßte Anschlag für das hintere Tor zum Innenhof. Er befindet sich genau in der Mitte des gepflasterten Weges, und seine eigentliche Bestimmung, das Tor während der kurzen Nachtschließzeit zu arretieren, steht in keinem Verhältnis zu den abgewetzten Schuhspitzen der vielen Stolperer. Sie taumeln, rudern mit den Armen, lassen Taschen fallen oder halten sich an Mitläufern fest: Es ist eine wahre Freude, ihnen zuzuschauen, und der Posten im kleinen Pförtnerhäuschen ist bestimmt der gefragteste innerhalb des uniinternen Wachschatzes.

Unser hetzender Proband wird einen unfreiwilligen Hopper mit seinem Rad machen und sich, wütend vor verbogenen Felgen und platten Reifen stehend, vornehmen, nie wieder hintenherum in die Uni zu fahren. Er weiß wahrscheinlich noch nicht, wie gefährlich fotografierende Touristen am Haupteingang und auf der dortigen Rampe billige Bücher lesende Kommilitonen sind...



V. Fahrstühle sind eine wertvolle Erfindung der Neuzeit.

Ohnehin schon viel zu spät erreicht also der Gehetzte die Uni, und muß, um das Akademische Viertel nicht allzu sehr zu strapazieren, möglichst schnell in den 5. Stock des Seminargebäudes am Hegelplatz. Wie gut, daß es in diesem Gebäude einen Fahrstuhl gibt. So kann sich unser wild Schnaufender noch ein wenig erholen, bevor er zwei ewige Stunden im unerträglich stickigen Hegelplatz sitzt.

Sicher, praktisch ist so ein Fahrstuhl, bequem vor allem, aber für manche ist er unerläßlich. Unsere behinderten Mitstudenten sind täglich auf dieses Transportmittel angewiesen. Unangenehm wird es meist dann, wenn der Aufzug erst im Hochparterre beginnt und nicht bis ins oberste Stockwerk reicht. Dieser Zustand bestand letztes Semester in der Glinkastraße 18, die ja ohnehin geschlossen gehöre... Das tägliche Hochhieven von behinderten Kommilitonen wurden zu einer lebensgefährlichen Routine in dem Gebäude der Philosophischen Fakultät II. Abhilfe hat man dahingehend in der Ziegelstraße 13 bereits getroffen. Eine Art „Stuhlheber“ befördert an den Rollstuhl gefesselte Universitätsbesucher ins Hochparterre und vor den Fahrstuhl. Eine Gefahr lauert jedoch auch hier. Die Lichtschanke des Aufzugs funktionierte bisweilen sehr unzureichend, sodaß sich die Türe auch dann schließt, wenn jemand gerade den Aufzug betritt. Um dem ganzen noch die Krone aufzusetzen, schließt die Tür mit einer solchen Gewalt, daß eine kürzlich eingeklemmte Studentin wochenlang von Schmerzen im rechten Arm gepeinigt wurde. Beinahe vorbildlich scheint der Aufzug in der Sophienstr. 22. Er ist

Alles klar?



Fotos: F. Sahn

geräumig, langsam, hat eine ausgezeichnete Lichtschanke und ermöglicht den Zugang in jede Etage. Aber auch er hat einen Fehler. Bei der kleinsten Erschütterung geht die Tür wieder auf, und das Gefährt bewegt sich nicht von der Stelle. Oftmals genügt schon ein Seufzer oder tiefer Atemstoß, und man steht eine weitere Minute auf der Stelle. Schnell mal eben nach oben ist man hier besser zu Fuß. Ebenfalls lobenswert ist der Aufzug im Hauptgebäude. Doch um diesen zu erreichen, muß man noch ganz andere Hürden überwinden. Das Hauptportal läßt sich ja inzwischen automatisch öffnen, aber die dahinter befindlichen Schwingtüren sind für manche ein Kreuz. Die Hydraulik ist kaputt, wodurch die Türen zu schnell schließen, und gefährliche Verletzungen, vor allem im Kopfbereich, hervorrufen können. Die Universität ist ein gefährlicher Ort, besonders für behinderte Studenten und in der Nähe von Fahrstühlen.

Wenn der Fahrstuhl nicht funktioniert, könnte man ja meinen, mit der Treppe ginge es besser...

VI. Abenteuerspielplatz Humboldt-Uni

Gern erinnern wir uns an die entfernte Kindheit zurück, als wir durch die Wälder streiften und auf ausladenden Kiefern in der Heide gefährliche Abenteuer bestanden. Einen Hauch dieser unschuldigen Lust an imaginären Reisen in unbekannte Länder verspüren die Studierenden der Musikwissenschaften noch immer, dann nämlich, wenn sie ihr Institut am Kupfergraben betreten.

Nicht umsonst richten sich die Fotoobjektive der Touristen immer nur aus dem rechten Busfenster zum prunkvollen Portal des Pergamon Museums. Niemals fotografieren sie die trügerisch vom zweiten Weltkrieg weitgehend verschonte Fassade desjenigen Hauses auf der gegenüberliegenden Straßenseite, in dem der neu engagierte Prof. Danuser beim winterlichen Aufstieg im sogenannten Treppenhaus kurz vor Erreichen des ersten Basislagers – dem Sekretariat – den beschleunigten Abstieg übte und elegant zurück ins Erdgeschoß segelte.

Dabei hatte er streng die interne Grundregel bei Benutzung des Gebäudes beachtet, nämlich die Finger vom Treppengeländer zu lassen. Wie den glitschigen Böschungen der unterschiedlichen Treppenebenen, so ist auch dem ehemals dekorativen Gestänge nicht zu trauen. Nur durch das beherzte Zugreifen ihrer Kommilitonen überlebte mancher Neuimmatrikulierte das relaxte Anlehnen an das brüchige Geländer im 3. Stock. Den folgenden Tonsatzunterricht hätte er nach dem metertiefen Sturz sonst nur im Notarztwagen erhalten können.

Der gestürzte Prof. indes sprach in der Vorlesung eine ernste Warnung aus und veranlaßte am Fuß der waghalsigen free-climbing Anlage einen inständigen, irgendwie von eigenem Leid geprägten Vorsichtshinweis: „Achtung! Um äußerste Vorsicht bei Benutzung der Treppe wird gebeten.“

Überhaupt drängt sich der Verdacht auf, man wolle durch mutwillige Sabotage das traditionsreiche und anerkannt erstklassige Institut aus der Uni ekeln.

Daß die Übungs- und Unterrichtsklaviere aus Geldmangel ein Jahr lang nicht gestimmt werden können, ist in den alles andere als wohltemperierten Räumen schon eine Katastrophe. Klimawechsel von knappen Graden über Null im Winter – trotz glühender Heizungen! oder schwül-feuchten Hitzeschocks im Sommer vertragen im übrigen nicht nur die geschundenen Instrumente nicht. Daß jedoch die Tasten oft nur noch nach dem Zufallsprinzip Töne hervorbringen, Pedale Füße einklemmen und die Hocker unvermutet zusammenbrechen, so daß Schönbergs

Cluster nicht mehr von Hand, sondern mit dem aufschlagenden Kinn geknallt werden, dies ist unannehmbar. Der Zustand schreit nach Besserung. Dazu gehört auch, daß das Betreten der Übungsräume auch dann möglich sein muß, möchte man sich nicht auf die Sicherung aus Kanninchendraht verlassen, die an demjenigen Laubengang angebracht ist, der freischwebend fünf Meter über dem Innenhof die einzige Verbindung zwischen Klovorflur und Steinway-Flügel darstellt.

Da die MuWi-Studenten jedoch immer schon sehr bescheiden waren, danken sie es der Uni, daß es noch Fenster gibt, die nicht zersprungen sind, daß im Innenhof ein Gang durch den Schutt geebnet wurde, daß es im Klo eine Glühbirne über dem Waschbecken gibt – wenn auch nicht im kritischen Orientierungsbereich innerhalb der Kabine – und daß die Tische noch vier Beine haben – wenn auch unterschiedlich lang.

Wofür sie auch dankbar sind, ist kühles Wasser an heißen Tagen. Langfristig gesehen, kann aber auch dieses zum Problem werden. Die UnAufgefördert hat eine Wasserprobe aus dem Hauptgebäude einem Labor zur Analyse übergeben. Denn bei alten Bleirohren weiß man nie, was da alles mitgeliefert wird. Aber wenigstens in diesem Punkt kann Entwarnung signalisiert werden. Der Bleiwerte in unserem Wasser beträgt 0,002 mg/l. Das ist ein durchaus zu tolerierendes Ergebnis. Der Grenzwert liegt bei 0,04. Das von uns beauftragte Institut mahnt aber an, daß die Gefahr, daß sich plötzlich große Bleibrocken lösen und über mehrere Wochen lebensgefährliche Konzentrationen im Wasser verursachen. Die Experten des Wasserlabors raten dringend, diesen Ernstfall nicht erst abzuwarten, bevor gehandelt wird.

In den Studierendenwohnheimen allerdings hat man rechtzeitiges Handeln versäumt. Selbst wenn man alle Gefahren innerhalb der Universität unbeschadet übersteht, reicht der lange Arm des Herrn Radunskis auch bis in die heimatische Privatssphäre.

VII. Auf der Mauer, auf der Lauer...

sitzt 'ne kleine Wanze. Oder für alle diejenigen, die es etwas größer bevorzugen: Eine Kakerlake. Leider können diese kleinen, possierlichen Tierchen aber auch mancherlei Unbill bereiten. So beispielsweise der netten Mitbewohnerin, die plötzlich an meiner Tür klopft. Kakerlaken, Exemplare geradezu astronomischer Ausmaße, suchten ihr Zimmer heim! Nun ist Ungeziefer in den Berliner Studentenwohnheimen ja nicht gerade als Seltenheit zu bezeichnen: Ameisen, die ihre friedlichen Bahnen durch Küche und Bett ziehen, zahme Silberfischchen – und eben auch Kakerlaken. Ja, gesellte sich zum psychischen Schrecken zart besaiteter Zeitgenossen nur nicht eine ernstzunehmende Gefahr. Die Kakerlake, so belehrt uns der allwissende Brockhaus, gehört zu den Vorratsschädlingen, eine Erkenntnis, der nicht gerade bahnbrechende Folgen beizumessen wären, existierte nicht dieser kleine Zusatz: Vorratsschädlinge, unter ihnen zählen Kakerlaken zu den rührigsten und gefährlichsten, übertragen Krankheitserreger auf Lebensmittel, die dann der nichts Böses ahnende Konsument begierig verschlingt, um sich – zu infizieren! Jedoch noch nicht genug mit der drohenden Infektion, nein, denn eben diese Krankheitsüberträger finden sich logischerweise, wie mir ein Hygienefachmann anvertraut, vorzugsweise in Großküchen, finden sie doch hier ein reichhaltiges Nahrungsangebot.

Nun läßt sich dieser Sachverhalt im Bezug auf unsere Mensen nur schwerlich überprüfen, alleine der Verdacht...

Glaubt man sich nun der eklatanten Folgen des Kakerlakenproblems durch umfassende Information enthoben, so stellt man

bei eingehender Betrachtung fest, daß hier nur ein Problem das andere hervorruft, daß wie bei einer Hydra für einen abgeschlagenen Kopf zwei nachwachsen. Denn wie entledigt man sich des Problems? Durch Sprühen von giftigen Insektiziden. Und zwar im betroffenen sowie den umliegenden Zimmern, auf Geschirr, Bücher, Kleidung...; findige Mitbewohner kennzeichnen ihre Zimmer mit der Aufschrift, „Nicht sprühen“, der nicht informierte Neuzugezogene konsumiert das Gift mit dem Frühstück. Grund genug, eine Anfrage bei der Verwaltung zu starten – doch dort nimmt niemand das Telefon ab...eine Verschwörung, eine Intrige? Sollen so die steigenden Studentenzahlen zurechtgestutzt werden?

Die Kakerlake – ein Problem, das sich zu existentieller Größe aufbläht...

Beschlossen und verkündet: Das Ende

Apokalypsen gab es schon immer, aber noch nie war das Weltende so nah wie jetzt. Wer sich nach seinem Abitur für die Humboldt-Uni bewirbt, ahnt nicht, daß er in einem bautechnischen Desaster verenden wird. Großspurige Bauplanungen, die der Universität wenigstens das Make-up einer Eliteanstalt verpassen sollten, versackten in den ungeahnten Weiten Humboldtscher Kanalisation: Es drängt sich der Verdacht auf, der Senat wolle durch subtilste Vorgehensweisen die Studentenzahlen drücken.

Die CDU/SPD Regierung unter Führer Diepjen und Vorzimmerreinigungsgestellten Stahmer, beide Absolventen des Mafioso-College Bad Palermo (der Christ in Politologie, die Sozze in Keltereiwissenschaft), testet unter Finanzpistole Furchtbar-Häßlich ein methodisch bisher unerprobtes Konzept, welches im Falle des Erfolgs gleich auch in anderen Bundesländern Schule machen soll: Die Uni bricht zusammen und begräbt ihre Studenten unter den Trümmern. Am Ende dieses Prozesses, der, so inoffizielle Quellen, mit der Fertigstellung des Regierungsviertels im Spreebogen 1998 zusammenfällt, wird ohne weiteren Zwang und abseits öffentlicher Empörung eine Verringerung der Studienplätze gemäß dem veränderten Bedarf von 100.000 auf 85.000 erreicht.

Was Jehovas Staubsaugervertreter predigten, wird endlich wahr: Wir werden alle sterben. Und zwar nicht an Übersättigung in der Mensa. Der bautechnische Zustand Humboldtscher Gebäude macht das Studium lebensgefährlich, die umfangreichen Recherchen der Redaktion haben dramatische Zustände aufgedeckt.

Neben den vom Senat zu verantwortenden mutwilligen Beseitigungsversuchen Studierende betreffend, nimmt sich die Uni ihre Professoren vor. Bauabteilung und Universitätsleitung unter der fachkundigen Anleitung der Forst- und Waldökologin Prof. Dürkop manipulierten regelmäßig im Ernst-Reuter-Haus Sitzmöglichkeiten aus natürlichen Rohstoffen, damit sich beim unachtsamen Setzen erschöpfte Professoren während der Vorlesung teilweise einen halben Meter tiefer und mitunter auch in den vorzeitigen Ruhestand fallen lassen. Unangenehme Entlassungen können so zugunsten eines harmonischeren Betriebsklimas vermieden werden. Gerüchten zufolge sollen die Stühle in der Kulturwissenschaft seit dem 25. Juni jedoch aus massivem Gußeisen sein.

Aber was lamentieren wir, der Sommer ist da. Und mit den gleißenden Sonnenstrahlen flutet Optimismus durch unsre trägen Häupter. Sind wir bis jetzt nicht von der Uni gestürzt, versengt, angekokelt und vergiftet, so werden wir das sicher beim Sommerurlaub an der Nordsee nachholen können. Einstweilen schöne Semesterferien bis zum jüngsten Tag, dem 15. Oktober, wünschen Euch die Reporter vom Abenteuerspielplatz Humboldt-Uni

antrobus, sw, cd, godot, mit-c, jot und Ulli



oder: Die Faszination von "Kinderkram"

Am 8. September 1966 startete das Raumschiff Enterprise auf NBC zu seinem Jungfernflug, um „fremde Welten zu entdecken, neue Lebensformen und neue Zivilisationen“. Nach anfänglichen Schwierigkeiten hat sich Star Trek in den letzten dreißig Jahren zur erfolgreichsten Science-Fiction-Fernsehserie aller Zeiten entwickelt. Am 21. Juni startete in Deutschland mit „Voyager“ der fünfte Star-Trek-Ableger, im Kino liefen bisher sieben Star-Trek-Kinofilme und auf dem Computerspiele-Markt liegt mittlerweile die dritte CD-ROM vor, erstmals mit realen Spielfilmsequenzen. Hinzu kommt eine Unzahl an Magazinen, Büchern und Filmmusik-CDs – ein echtes Multimedia-Phänomen. Was macht diese Faszination aus?

nerhalb der Erdatmosphäre) bereitstand, ließen sich die Konstrukteure durch die tausendfachen Namensvorschläge erweichen und nannten es „Enterprise“.

Auch der geniale Stephen Hawking („Eine kurze Geschichte der Zeit“) ist ein eingefleischter Trekkie. Vor einigen Jahren äußerte er durch eine Funktionsstörung des Nervensystems schwer behinderte Physiker den Wunsch, einmal im Sessel des Captains der Enterprise sitzen zu dürfen. Und es wurde ihm ermöglicht. Auf diesem Wege durfte er etwas später sogar in einer Episode der „Next Generation“ mitspielen. In der Eröffnungsszene der Folge „Angriff auf Borg“ diskutiert er zusammen mit dem



Star Trek und die Intellektuellen

„Raumschiff Enterprise – das ist doch Kinderkram!“, sagte letzgens ein Freund, um mir deutlich zu machen, wie wenig er mein hingebungsvolles Interesse für Star Trek nachvollziehen könne. Ich sei doch ein Intellektueller – und dann sowas!

Abgesehen davon, daß Kinderkram nicht automatisch schlecht sein muß, hat Star Trek unter den sogenannten „Intellektuellen“ eine treue Fan-Gemeinde. Wissenschaftler träumen halt auch mal gerne von fernen Welten. Darüber hinaus versuchen die Macher von Star Trek, wissenschaftliche Erkenntnisse in die Drehbücher mit einfließen zu lassen. So wird es zum Beispiel tatsächlich bald möglich sein, intravenös zu verabreichende Medikamente statt mit einer Spritze mit hohem Druck unter die Haut zu bringen – bei Star Trek nennt sich dieses Verfahren Hypo-Spray. Und es gibt weitere Beispiele dafür, daß auf Star Trek die Bezeichnung „Science-fiction“ tatsächlich zutrifft, im Gegensatz zu manch anderen Ergüssen dieses Genres.

Vielleicht liegt es auch daran, daß sich viele Wissenschaftler in der Figur des Captains in der „Next Generation“ (dt. Raumschiff Enterprise – Das nächste Jahrhundert“) wiedererkennen. Denn Cpt. Picard (Patrick Stewart) ist der vergeistigte, intellektuelle Forschertyp, der immer allem auf den Grund gehen will, immer etwas distanziert wirkt, Hobbyarchäologe ist und zu allem Überfluß Kinder nicht mag.

Wie gesagt, Wissenschaftler träumen manchmal gerne. Als das erste Space Shuttle 1977 zur Erprobung (leider noch in-

Androiden Data, Albert Einstein und Isaac Newton beim Poker Fragen der Relativitätstheorie.

Star Trek und die Schwulen

Wir schreiben das 24. Jahrhundert, und keiner von uns hat es bis dahin geschafft. Diese Feststellung muß sich Schwulen und Lesben geradezu aufdrängen, wenn sie Star Trek lieben. Denn das Thema Homosexualität taucht in den bisher gesendeten ca. 450 Episoden aller Star-Trek-Ableger (Star Trek, Star Trek Animated, Star Trek – The Next Generation, Deep Space Nine, Voyager) nicht auf – mit sehr wenigen Ausnahmen, genau fünf an der Zahl. Und selbst diese fünf ließen sich glatt übersehen, wenn man nicht besonders dafür sensibilisiert ist, handelt es sich doch dabei lediglich um versteckte Anspielungen.

Da ist zum Beispiel der genau in zwei Episoden kurz auftretende Bordfriseur der neuen Enterprise. Das ist zwar kein Mensch, sondern eine hinreißend blaue, humanoide, männliche Lebensform, die aber so tuckig auf Cpt. Picard einredet, daß es eine Freude für jede Transe ist. In einer anderen Folge spielt ein Schwuler sogar die Hauptrolle. „Der Sammler“, ein hinterhältiger Kunsträuber, läßt den von ihm entführten (gutgebauten) Androiden Data wissen, daß es ihm gefallen würde, wenn Data ständig nur nackt herumliefe. Dieser lehnt natür-

lich dankend ab – schließlich handelt es sich um eine amerikanische Serie.

Manchmal aber bezieht The Next Generation deutlicher Stellung. So in „Odan, der Sonderbotschafter“, als sich Schiffsärztin Beverly Crusher in einen Fremden von einem fernen Planeten verliebt. Sie weiß nicht, daß es sich dabei eigentlich um zwei Lebewesen handelt. In der männlichen Hülle steckt ein anderes Wesen, mit ihm symbiotisch verbunden. Als der Wirt stirbt und der Symbiont in eine weibliche Hülle umziehen muß, steht Beverly vor einem Dilemma – und löst es mit den Worten: „Ich kann diese dauernden Wechsel nicht ertragen!“ Schade eigentlich! Noch deutlicher wird die Episode „Verbotene Liebe“. Die Enterprise stößt auf eine Gesellschaft von Zwitterwesen. Durch eine Mutation allerdings gibt es hier auch männliche bzw. weibliche Wesen, die wegen ihrer anderen Sexualität diskriminiert werden. Der erste Offizier William Riker interessiert sich für eines der Weiblichen und muß Stellung zu dieser Ausgrenzung beziehen und hält ein leidenschaftliches Plädoyer für Toleranz Andersliebenden gegenüber. Aber wie gesagt, das geschieht in dieser Deutlichkeit genau einmal.

Und trotzdem sind gerade unter Schwulen treue und zahlreiche Fans zu finden. Das liegt wohl auch daran, daß die Message der Serie trotz alledem darin besteht, Toleranz gegenüber „Andersartigen“ zu üben, und daß es in der Zukunft eine friedliche, offene und vor allem multikulturelle Gesellschaft der unterschiedlichsten Lebensentwürfe geben wird. Und die Faszination von gewagtem „Fummel“ auf einige Schwule darf man dabei auch nicht ignorieren. Ein eingefleischter schwuler Trekkie sagte: „Eine Star Trek Perückensammlung würde ich mir gerne einmal zulegen.“

Star Trek in Deutschland

Star Trek hat in Deutschland lange einen Dornröschenschlaf geträumt. Als das ZDF Anfang der Siebziger 39 (der 78) Folgen von Star Trek unter dem Titel „Raumschiff Enterprise“ ausstrahlte, galt die Serie als Kindersendung. Da wurden Episoden zurecht geschnitten, um jugendverderbliches fernzuhalten. Bei einer Folge gar wurde der gesamte Handlungsstrang umgeschnitten. Der sonst eher frigide Spock wird im Original von seiner Libido überwältigt (Vulkanier müssen sich alle sieben

Jahre mit einer Frau vereinen), das ZDF machte daraus ein unerklärliches Fieber.

In den USA lief und läuft Star Trek ausschließlich zur „Prime Time“, d.h. zur besten Sendezeit ab 20 Uhr. Niemand würde denn auch Produktionskosten von mittlerweile 1,8 Mio \$ pro Folge (Voyager) für eine Kindersendung investieren.

In Deutschland dagegen blieb es bei dem Kinderkram-Etikett. Auch als sich der Kirch-Sender SAT 1 der Sache annahm und alle Star-Trek-Serien einkaufte, wurde Star Trek und Co. gnadenlos am frühen Nachmittag verheizt – und erreichte immer noch im Schnitt 2 Mio Zuschauer. Mit dem neuesten Ableger hat sich das allerdings geändert. „Voyager“ läuft nun auch in Deutschland zur Prime Time – immer freitags, 20 Uhr. Andererseits – täglich wäre auch schön gewesen!

Und so wird das Star-Trek-Universum auch hierzulande immer größer. Die ersten Trekkie-Treffen sind über die Bühne gegangen, und es sieht nicht so aus, als ob sich das in den nächsten dreißig Jahren ändern würde – Happy Birthday!

ojoff



Fotos: besprochenes Buch

„Die Entstehung der TrekFilme“

Die Star-Trek-Merchandising-Welle ist mittlerweile auch in Deutschland mächtig am Schwappen. Neben dem ganzen Firlanz wie „Original-Enterprise-Telefon“ oder „Star-Trek-Anrufbeantworter-Sprüche“ ist das Angebot an Büchern und CDs zum Thema inzwischen schwer überschaubar. Der Trekkie-Hausender SAT1 macht's möglich. Und das nicht nur durch die jetzt gerade laufende vierte Wiederholung der Kult-Serie, sondern auch durch die Organisation von Conventions u.ä.

Das neueste Produkt ist ein Making-Of-Buch der Star-Trek-Kinofilme. Da der deutsche Markt trotz aller Expansion noch immer den Amis hinterherhechelt, handelt es sich auch hierbei um eine Übersetzung aus dem Amerikanischen. Verschiedene Autoren haben sich Gedanken gemacht über die bisherigen sieben Star-Trek-Streifen. Dabei scheint, wie beim menschlichen Gehirn üblich, die Erinnerung mit dem größeren zeitlichen Abstand nachzulassen. „Star Trek The Motion Picture“ hat gerade mal fünf Seiten zugestanden bekommen, „Star Trek Next Generation“ dagegen knappe fünfzig.

Aber immerhin wagen die Autoren auch einige Kritik am Erfinder und Gottvater der Serie: Gene Roddenberry. Ansonsten nichts Neues, was nicht schon vorher in diversen Star-Trek-Schriften gestanden hätte: Eine Menge Zitate von wirklichen oder vorgeblichen Experten und Beteiligten, Interviews und Klatsch – illustriert mit einer Menge der üblichen Filmfotos, leider alle in Schwarz/Weiß. Schade daß sich kein einziger Hinweis auf den schon in Produktion befindlichen achten Star-Trek-Film findet. Deshalb sei er hier nachgeschoben. Eigentlich sollte er ja „Star Trek Resurrection (Auferstehung)“ heißen. Den Titelkampf entschied jedoch „Alien 4 – Resurrection“ für sich. Wie „Star Trek VIII“ heißt, ist noch nicht bekannt. Er kommt aber schon im Dezember in die Kinos und soll diesmal wirklich (?) ganz ohne Kirk auskommen.

„Die Entstehung der TrekFilme“
vgs 1996; 200 S.; 29, 80 DM

EREN Mitleid und Ratlosigkeit

Schwule, Lesben – und der Papst mittendrin

zu Besuch

Das Verhältnis der Schwulen und Lesben zum jeweiligen Oberhaupt der katholischen Kirche war schon immer recht gespannt. Man mag einander nicht! Besonders aber mag man/frau Johannes Paul II. nicht. Da mußte es bei dem kürzlichen Besuch des Papstes ja einiges an Antibewegung geben.

„Ich habe ein Paar Kondome für Euch geweiht“, spricht der Papst und macht mit der rechten Hand eine segnende Geste, die einem Blow-Job verdammt ähnlich sieht. Natürlich ist es nicht Jo-

hannes Paul II., der sich so segensreich gibt, sondern Gegenpapst Ades I. Das alles geschieht vor ca. 2000 schwulen und lesbischen „Gläubigen“ auf dem Straßenfest an der Motzstraße, auf dem am Wochenende vom 21. bis zum 23. Juni im übrigen mehr als 200 000 Schwule und Lesben um die Wette feierten.

Der Auftritt Ades I., in einer Reihe mit den Jakobsisters und einer neuen Boy-Band, war nur eine von mehreren Demoveranstaltungen aus Anlaß des Papstbesuches. Die größte gab es auf der Potsdamer Straße in Richtung des Brandenburger Tores, als sich zeitgleich das Papamobil diesem oft und gerne feierlich durchschrittenern Bauwerk näherte. Aber während das Oberhaupt der katholischen Kirche mit deutschen Honoratioren selbiges tat, kamen die etwa 3000 Teilnehmer der Veranstaltung „Viele Fäuste für ein Hallelujah“ nicht einmal in die Nähe des Tores. Nicht etwa, um dem Papst den Anblick dieses je nach Standpunkt freizügigen oder obszönen Menschenhäufleins zu ersparen, sondern umgekehrt die Demonstranten vor den möglicherweise aufgebrauchten Katholiken zu schützen. So jedenfalls begründete ein Polizeisprecher das Verbot, bis zum Brandenburger Tor zu marschieren.

Die Demonstranten nahmen das Amt des Papstes trotz aller Frotzelei sehr ernst. Nicht anders läßt sich die Inflation von Gegenpäpsten und -päpstinchen erklären. Neben Ades I. wurden die Hamburger Dominikare Domenica und die farbige Lesbe Joy-Anna II. zu Kirchenführerinnen bestimmt. Viele farbige Tücher und noch mehr glitzernde Alufolien wurden aufgeboden, die entsprechend würdige Kleidung zurecht zu zimmern.

Auf dem schwul/lesbischen Stadtfest liefen derweil mindestens 23 Kardinäle zwischen Bier- und House-Zelten herum. Diese Gegenkirchenfraktion wurde verstärkt durch zig Ministranten in knappen Leibchen. Keine Frage, die Abscheu dem Kirchenfürsten gegenüber war auf und um dieses Stadtfest, das die Christopher-Street-Day-Woche eröffnete, am stärksten ausgeprägt.

Und das lag sicher nicht in erster Linie an „dem tollen Fummel, den diese Kirchentypen tragen“, wie es ein/e Demonstrant/in erläuterte.

Nicht willkommen

Im Vorfeld des Besuches war der Papst gerade auch vom Schwulenverband in Deutschland (SVD) auf das heftigste angegriffen worden. In einer Pressemitteilung unter der Überschrift „Papst ist uns in Deutschland nicht willkommen“ heißt es: „Dieser Papst ist ein Feind der Menschenrechte von Schwulen und Lesben. 1994 traf sein Bannstrahl das Europäische Parlament. Dieses hatte in einer Entschliebung zur



Zeichnung: Roody

Gleichberechtigung von Schwulen und Lesben Antidiskriminierungsgesetze und das Eheschließungsrecht für homosexuelle Paare gefordert. In einem Brief an die amerikanische Bischofskonferenz hat Johannes Paul II diese zur aktiven Verhinderung von Antidiskriminierungsgesetzen für Homosexuelle aufgerufen."

Im jahrelangen Kampf gegen Diskriminierung sind Schwule und Lesben da verständlicherweise besonders sensibilisiert – auch und besonders rund um den Christopher-Street-Day, den Schwule und Lesben alljährlich weltweit begehen als Erinnerung an die erste erfolgreiche Gegenwehr gegen polizeiliche Willkür in New York 1969.

Darüber hinaus ist die unsäglich veraltete Sexualmoral zu nennen, die dieser Papst vertritt. In dem 1993 erschienen „Katechismus der katholischen Kirche“ ist dies besonders augenfällig. Dieser Katechismus ist für gläubige Katholiken sehr wichtig, gerade auch, was den Alltag betrifft. Er soll eine Art Leitfaden sein für ein gottgefälliges Leben.

In diesem 800seitigen Werk, das im Vorfeld so viele Erwartungen auf die längst überfälligen Reformen erweckt und dann noch mehr enttäuscht hatte, werden Verhütungsmittel als sündig gebrandmarkt. Das Kondom als Grauen! Durch dieses Verbot ist es nahezu unmöglich, in den vorwiegend katholisch geprägten Gebieten der Entwicklungsländer, besonders Afrikas, Safer-Sex-Praktiken zu etablieren, obwohl AIDS gerade hier in einer verheerenden Art und Weise um sich greift.

Kondom als Grauen

Ebenso wird sexueller Verkehr vor der Ehe verdammt. „Die körperliche Vereinigung zwischen einem Mann und einer Frau, die nicht verheiratet sind, ... ist ein schwerer Verstoß gegen die Würde dieser Menschen und die Geschlechtlichkeit selbst.“

Und das, was der Katechismus zum Thema Homosexualität zu sagen hat, treibt nicht nur Schwule und Lesben auf die Barrikaden. Homosexuelle „verstoßen gegen das natürliche Gesetz. ... Sie haben diese Veranlagung nicht selbst gewählt. Für die meisten stellt sie eine schwere Prüfung dar. Ihnen ist mit Achtung, Mitleid und Takt zu begegnen.“ Strengste Enthaltsamkeit sei die einzige Möglichkeit, mit dieser Veranlagung gottgefällig zu leben. Mitleid – nein danke!

Praxis- und lebensnäher, zumindest in Deutschland, ist die vielfache Diskriminierung von Schwulen in der katholischen Kirche. In den vielen kirchlichen Krankenhäusern beispielsweise enthalten die Arbeitsverträge Klauseln, die es ermöglichen, einen erkannten Schwulen ohne Angabe weiterer Gründe zu feuern.

Und da ist der autokratische Führungsstil dieses Kirchenfürsten. Einerseits hielt er während seines elfstündigen Aufenthaltes in Berlin „glühende“ Predigten für die Freiheit des Menschen, andererseits geht er mit kircheninternen Kritikern um wie weiland seine Vorgänger mit den Ketzern. Eugen Drewermann sollte (erfolglos) mundtot gemacht werden und die Unterschriftenaktion „Wir sind Kirche“ (auch als Kirchenvolksbegehren bekannt) wurde zunächst ignoriert, und als man das angesichts von 1,8 Mio Unterschriften nicht mehr konnte, wurden die Organisatoren beschimpft und in die Ecke gedrängt. Selbst während des Papstbesuches konnte diese Aktion, die immerhin 1,5 Mio Katholiken vertritt, ihre Stimme nur weit abseits vom Schuß erheben. Der oberste Hirte wollte nicht mit ihnen reden.

Für diese Politik steht nun einmal der Papst, der noch immer auf seinem Unfehlbarkeitsdogma herumreitet. Er ist Repräsentant dieser Institution und muß sich so natürlich ge-

fallen lassen, daß sich die Kritik an dieser Institution auf ihn fokussiert. Um so mehr, wenn man bedenkt, wieviel seiner eigenen Überzeugungen in die Kirchenpolitik mit einfließen. Und noch viel mehr dann, wenn jemand allen Ernstes behauptet, er sei unfehlbar. Können Menschen tatsächlich unfehlbar sein? Ist überhaupt noch jemand ernstzunehmen, wenn er sich „Stellvertreter Gottes auf Erden“ nennt? Uriella oder der Guru Baghwan tun ja auch nichts anderes.

Andererseits überkommt einen angesichts dieses sichtbar gealterten Menschen, wie es Papst Johannes Paul II. auch ist, selbst Mitleid. Bei der Messe im Berliner Olympiastadion war der Kräfteverfall allzu offensichtlich. Nur mit Mühe hielten seine zitternden Hände das Redemanuskript, die müde Stimme wurde oftmals zu einem unverständlichen Nuscheln und das sich fast schon schmerzhaft, erschöpfte Stützen auf den Bischofsstab ließ die Anstrengungen des Besuches erahnen.

Sein erschreckter, ratloser Blick im Papamobil, an dem zwei Farbeier zerklatschten, läßt Zweifel daran aufkommen, inwieweit dieser Mann noch gestaltend in die Politik der katholischen Kirche und des Vatikan eingreifen kann. Soll man also einfach abwarten?

ojoff



Zeichnung: Roody



Bitte tierfreundlich

Wie aufgeblasene Studenten Nutzen stiften können

Plaudertasche

Seit Radunskis Originalauftritt im schönen Maie wissen wir, wie Peter R. & Co. seinerzeit ranklotzten, um ihr Studium zu absolvieren. Old Peter gab seine „Erfahrung meiner Jugend“ angesichts der heutzutage stinkendfaulen Studentenschaft ungeniert preis. Da saßen sie sich endlich gegenüber: zum einen die Langzeitstudis, Buntfrisierten, Stinknormalen, vom Intellekt Gezeichneten... andererseits der Verbundenheit demonstrierende, mit witzigen Bemerkungen aufwartende, auf dem Podium eingereichte Bildungssenator, Marke aalglatt.

Nun – dieses Aufeinandertreffen ist schon ein Weilchen her, und ich bin bereits nach einer halben Stunde „Pfeifkonzert – Peter spricht – Pfeifkonzert – Peter spricht“ gegangen. Es blieb jedoch ein starker Eindruck haften, den ich Peter R.'s selbstgefälligen Ratschlägen durchaus zu verdanken habe: Erstens staunte ich über den Anspruch des Politikers, den Studenten an sich auf seine ökonomische Nutzkraft reduzieren zu wollen; zweitens fiel plötzlich ein Schatten über meinen studentischen Sinn, da ich an meiner geisteswissenschaftlichen Fächerkombination und meiner sonstigen Lebensfülle die ökonomische Verwertbarkeit vermißte.

Doch blieb es nicht lange bei solchem Zweifel – ich zeigte keinerlei Bereitschaft, Radunskis geforderter Selbstverstümmelung nachzukommen und nun wie verrückt durch die noch vorgesehenen Semester zu galoppieren, um möglichst bald mit Vorzeigeleistungen und hervorragendem Magisterabschluß auf der Straße zu stehen. Zu Peters Zeiten war das Studieren möglicherweise mit einem „Job danach“ verbunden – wie ich es heute sehe, studiere man besser mit „Job dabei“ möglichst ausführlich und konsequent vielseitig. Ich glaube, Peter vertrat unbeindruckt die Ansicht seiner Jugend. So auch ich: Weiterhin blieb ich meiner Lebenseinstellung treu – trotz Peters Schattenwurf.

Doch just vor einigen Tagen stellte sich heraus, daß das Vorurteil „Studenten alle faul“ in meinem Falle nachbarschaftlichen Charakter hat, sozusagen personifiziert neben mir wohnt: in Form von Herrn Müller und Frau Meier (Namen

aus Gründen des Personenschutzes von der Redakteurin geändert). Herr Müller ist, vorsichtig gesagt, eine bierbäuchige Mannsperson mit ständiger Kommentarbereitschaft: Wenn ich mit Madeleine (9 Jahre) des Abends auf dem Balkon eine Wunderkerze entzünde, damit wir uns freuen, tönt es unerwartet von links: „Was sinn' das für'n paar Bekloppte“ –

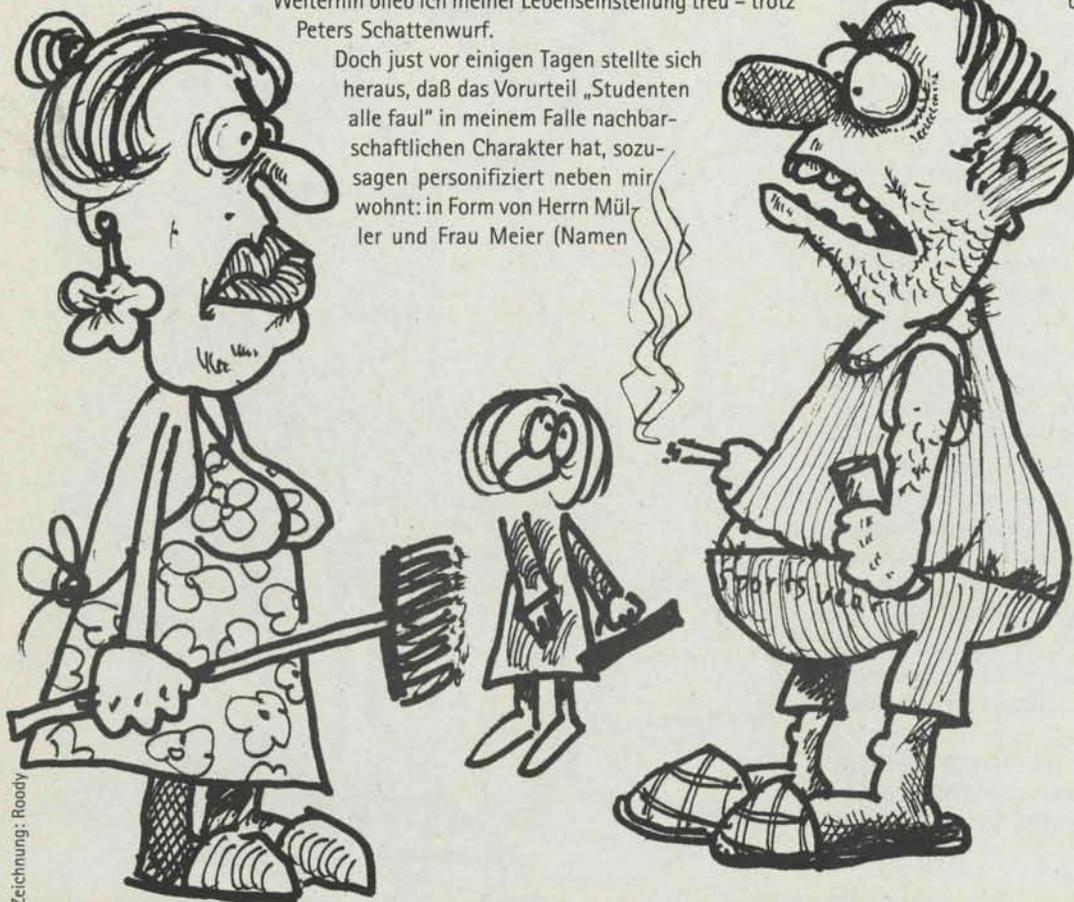
Herrn Müllers romantische Ader beim abendlichen Glotz auf die Straße. Frau Meier habe ich noch nie gesprochen, jedoch in Körperfülle steht sie Herrn Müller nicht nach, soweit ich es bisher gesehen habe.

Auf dem Weg zu meiner Wohnung kreuze ich nun kürzlich das Treppengespräch von Herrn Müller und Frau Meier. Unauffällig will ich an ihnen vorbeihuschen, doch schon haben sie mich identifiziert – Herr Müller versprüht seine plumphen Witzchen, Frau Meier fällt polternd ein. Ich muß von wegen der Nachbarschaftlichkeit irgendwie reagieren und versuche mein verständnisvollstes Grinsen („wirklich lustig hier“). Da sie nun auch den Instrumentenbogen in meiner Hand entdecken, behauptet Frau Meier, daß ich ja mit der Musik viel Geld verdiene, während ich dagegenrede, daß ich keines verdiene, sondern für den Unterricht bezahle. Aber meine lieben Nachbarn wissen es besser und winken, meine Redeversuche mit ihrer Überzeugung erstickend, ab.

Und nun fällt es ihnen wie Schuppen von den Augen, daß sie gerade ein Musterexemplar der Gattung „Gutsituierter Student“ vor sich haben. Frau Meier und Herr Müller bilden eine einheitliche Fraktion und blubbern in abfälliger Übereinstimmung: „Jaaa, jaaa... die Studenten...“. Herr Müller steigert seine „Vision Student“ in unerwartetem Anstieg seines Tonfalls, rudert in wild-expressiver Gestik mit den Armen und ruft: „De Studänt'n krieng ja alles reingblasen!... von vorn und hinten reingblas'n krieng die's ja, de Studänt'n, und machen nischt“ – mein frustriertes Verschwinden hinter der Wohnungstür unterbrach seinen Redefluß nicht merklich.

Abends nuckelte ich am Malzbier, prostete „Ein Hoch auf die Dummheit“, ärgerte mich noch ein bißchen über Leute mit BILDung und bastelte aus meinem Referatsthesenpapier einen kleinen Flieger. Das freute meine Hasen: Nach Magenauffüllung mit klugen Thesen bedankten sie sich artig, was mir schlagartig meinen ökonomischen Nutzen zu Bewußtsein brachte – in Notzeiten gibt's dann intellektuellen Hasenbraten. Wohl bekomm's!

HeLe



Zeichnung: Roody

Morgenduft, Rabattenzeit

Was bisher geschah:

Auf dem Jagdschloß Hohenstein treffen sich Sophie-Charlotte von Schlewitz und Henrik von Plotho. Mit Hilfe eines träumerischen Wildparks, frühlingshaftem Blumenduft und andalusischem Hengstmoschus kommen sich beide näher und schreiten nach aufgeschnürtem Wams und gerafftem Rock zum Geschlechtsakt.

Doch Vater von Schlewitz möchte auf eine geregelte Erbfolge achten und nimmt daher seine Tochter rechtzeitig in einer Kutsche mit sich, die aufgrund eines unzureichenden Straßenausbaus und überhöhter Geschwindigkeit einen Achsenbruch erleidet. Sophie-Charlotte trägt bei diesem Verkehrsunfall ein Schädelhirntrauma davon, wird aber sofort von einer reanimierten Angehörigen der Familie Plotho (ehemalige Geliebte des von Schlewitz) mit einem Getränk namens Red Bull geheilt. Der Fahrer der Kutsche mit Totalschaden verließ in der Zwischenzeit den Unfallort, ihm folgte der inzwischen zum Baron ernannte Vater von Schlewitz in eine nicht näher benannte Restauration. Er trifft dort den alkoholisierten Fahrer, der ihm über reanimierte Personen im nahen Wald berichtet. Nach erfolgreichem Ausnüchtern des Fahrers kehren beide mit hilfsbereiten Personen zum Unfallort zurück, doch ihr Fahrzeug ist inzwischen wahrscheinlich als Objekt des organisierten Verbrechens gestohlen worden. Infolge der Aufregungen der letzten Stunden kollabiert nun das Kreislaufsystem des Barons von Schlewitz, er verstirbt am Unfallort. Sophie-Charlotte, die noch am Unfallort weilt, bekommt daraufhin einen Nervenzusammenbruch, welcher durch einen „spitzen Schrei“ eingeleitet wird. Diesen Ton vernimmt Henrik von Plotho und eilt zum Unfallort. Hier ist bereits Adalbert von Bredow angekommen, welcher von sich behauptet, uneheliches Kind und rechtmäßiger Erbe des kürzlich verstorbenen von Schlewitz zu sein. Der darauffolgende Streit wird durch die wiedererwachende Sophie-Charlotte unterbrochen, welche Henrik über eine beginnende Schwangerschaft ihrerseits unterrichtet.

12. Fortsetzung

„Wie, was, was soll das heißen: 'Guter Hoffnung'?" Henrik, der eben noch Sophies Gesicht mit Küssen abdeckte, wich erschrocken drei Schritte zurück.

„Aber ja, mein Geliebter“, flötete Sophie-Charlotte, „ich habe empfangen und trage den Leib eines zukünftigen Grafen in mir!“ Sie ging zu Henrik und setzte zu einer stürmischen Umarmung an. Adalbert indes blickte verständnislos zwischen den beiden hin und her, während er sich seine Hose zuknöpfte. Henrik erwehrte sich der anfliegenden Arme und rief verzweifelt: „Aber ich verstehe nicht. Dein Alter hat Dich doch weggeschleppt im Garten, noch ehe ich überhaupt was tun konnte. Wie kannst Du dann sagen, Du seist schwanger. Und weißt Du überhaupt, was das heißt? Die ganzen Windeln und das ständige Geschrei?“ Er blickte Sophie mit zum Fragezeichen gewandelten Gesicht an. Diese ließ beschämt ihren Kopf sinken: „Aber Henrik!“

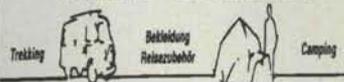
Nun begann Adalbert, die Sachlage zu verstehen, lehnte sich an den Eichenbaum und fing über das ganze Gesicht an zu grinsen. Henrik blickte zwischen beiden hin und her, blickte lange auf die schamrote Sophie und den überlegen grinsenden Adalbert, dann begriff auch er.

Mit wütender Geste zog er sein Schwert und rannte auf Adalbert zu. „Du Schwein, wie konntest Du! Sie gehört mir!“ Sophie sank laut schluchzend zu Boden. Auf Baron von Schlewitz' Leiche setzten sich die ersten Fliegen nieder.

Und der Kutscher, der im Straßengraben eine halbvolle Flasche Bourbon gefunden hatte, setzte sich auf einen Baumstumpf, zog den Korken aus der Flasche, nahm einen tiefen Schluck und murmelte: „Was für ein Sommer!“

jot

CAMP & TRAMP



1261 Berlin - Friedenau - Schmiljanstraße 19/20
 Telefon 831 5160
 zwischen Kaiseroiche und
 U - Bahnhof Friedrich - Wilhelm Platz

Der Ausrüstungsladen für Expedition und Trekking

Top Ferien Angebote

Our Planet Geodaitisches
 3 Pers. Zelt 599,-* 499,-

Hiker Rucksäcke
 von 139,- => 259,-

Lowe Rucksäcke
 ab 179,-

selbstaufblasende Isomatte
 ab 89,-

Ajungilak Schlafsäcke
 ab 189,-

Ortlieb Packroller
 Radtaschen 199,-* 179,-

Viele weitere Superangebote im Laden

* unverbindliche Herstellerpreisempfehlung

Angebot solange Vorrat

REST Liebesbriefe

zu: **UnAufgefördert 76**

Sehr geehrte Damen und Herren!

Meinem an der HUB studierenden Sohn habe ich es zu verdanken, Ihre letzte Ausgabe erhalten zu haben. In meiner bisherigen Universitätslaufbahn ist mir keine qualitativ vergleichbare Studentenzeitung begegnet. So möchte ich Ihnen meinen persönlichen Dank aussprechen und Ihnen alles Gute für Ihre Weiterarbeit wünschen.

Insbesondere der Kulturteil hat mir außerordentlich gut gefallen. Er scheint auf wenigen Seiten einen breiten Überblick über das aktuelle kulturelle Leben in Berlin zu bieten. Angenehm sachlich ist der Politikteil und mit „...im Prenzl'berg“ gewinnt ihre Zeitung auch noch eine spezifisch lokale Note.

Auf die zynische Kinderzeichnung der Seite 17 hätte verzichtet werden können, aber derlei unglückliche Versuche müssen denn wohl in jeder Studentenzeitung hingenommen werden. Ihre Kunstseite dagegen hat mir sehr gut gefallen.

Mit freundlichen Grüßen,
Prof. Dr. Cornelius Müller

Vielen Dank für diesen Brief, im übrigen finden wir es erschreckend, daß Professoren in München in Studentenwohnheimen leben müssen.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr Liebesbriefredakteur

zu: **Kunstseite in UnAUF 76**

Hi UnAUF -

Eure neue Kunstseite schmückt mein Zimmer inzwischen als Poster. Mehr davon!

Guido (6. Semester Jura)

Hi Guido!

Es freut mich, daß Dir unsere letzte Kunstseite so gut gefallen hat. Leider mußte sie in Ermangelung von Vorschlägen diesmal ausfallen.

Dein Liebesbriefredakteur

zu: **Liebesbriefe in UnAuf 76**

Lieber Liebesbriefredakteur!

Auf dem Schubkarren neben den Getränkeautomaten las ich im Sitzen Nr. 76, den Liebesbriefteil, wie anders. In Erwartung des Abdrucks meines vorigen Liebesbriefes entnahm ich dem UnAUF-Stapel zwei Exemplare, um eines an Monika und Marion in der Professorenmensa weiterzureichen. Meine Hoffnung hatte nicht getragen: Ich fand mich fast in voller Brieflänge wieder. Dank Dir, UnAUF! Selbstredend werde ich das Presseereignis mit Bombenumsatz in der „Profi“ feiern.

Freundlich grüßend Helmut Schinkel

Lieber Schinkel,

wie kämen wir dazu, Ihren Brief nicht abzudrucken? Ihre Erwartung war völlig berechtigt. Und auch diesmal veröffentlichten wir treu Ihren Brief. Würden Sie den Schubkarren neben den Getränkeautomaten als bequemen Sitzplatz empfehlen, um darauf UnAufgefördert zu studieren? Sollte ich unbedingt mal ausprobieren! Einen Guten Appetit wünsche ich Ihnen in der „Profi“.

Ihr Liebesbriefredakteur.

zu: **Liebesbriefe in UnAuf 76**

Lieber Liebesbriefredakteur!

Zuerst mal gute Besserung für Antje. Ich freue mich schon auf das neue Rätsel. Über Knicke soll ich mich nicht beschweren. Darf ich mich beschweren darüber, daß ich das Plakat bis heute noch nicht gekriegt hab? Sehr schön ist das „Demokratische Endlager“. Weiter so!

Nils Floreck

Lieber Nils,

wie Dir aufgefallen sein sollte, ist Antje noch nicht vollends genesen. Das mit dem Poster hat bisher nicht funktioniert, weil wir es Dir doch in einer Posterrolle schicken wollten, und die hat der zuständige Thomas noch nicht angeschleppt. Sorry, und vielen Dank für das Lob.

Dein Liebesbriefredakteur.

Leben und Einkaufen im Prenzelberg

10107 BERLIN/PRENZLAUER BERG
OBLOMOW
TEE
LADEN&STUBE
KÄTHE-NIEDERKIRCHNER-STR. 15
HAGEN STOLETZKI TEL. 030 / 425 1631

KAMINSAUNA im Prenzlauer Berg

- Römisches Dampfbad
- Bio-Dampfbad
- Finnische Sauna
- Tauchbecken
- Solarium
- Wassermassagebett
- Kaminofen
- Getränke & Imbiss

Bornholmer Straße 12
10439 Berlin
☎ (0 30) 4 44 16 46

Öffnungszeiten:
Mo.-Do. 15 - 23 Uhr
Fr. u. Sa. 15 - 24 Uhr
So. 10 - 23 Uhr



BRUNO Weine & Feinkost ...

Kollwitzstraße 100 · 10435 Berlin

☎ Fax: 030/4427632



Naturkost
Naturwaren
Bistro
Partyservice

Mo-Di, Fr 9-18.30 Uhr
Do 9-19.00 Uhr
Sa 9-13.00 Uhr

Hufelandstr. 22
Prenzlauer Berg
Tel. 4 24 97 45

UCKERMARKT

regionale ökologische Produkte
Greifenhagener Straße 23, 10437 Berlin

☎ 030/445 74 90

Mo-Fr 9.00-18.30 Uhr
Do 9.00-19.00 Uhr; Sa 9.00-13.00 Uhr

Tips + Termine

Gesucht werden:

1. Ein Student oder eine Studentin, die ab dem 1. Oktober 1996 bei der Studentenzeitung UnAufgefördert im Bereich Marketing/Verwaltung mitarbeitet.

Die Interessentin oder der Interessent sollten möglichst über Kenntnisse des Bereichs Marketing verfügen, bürokratische Verwaltungsvorgänge kennen und einschlägige Erfahrungen mit Computerprogrammen aus dem Bereich Verwaltung (Microsoft Works etc.) haben.

Hauptaufgabe ist die Umsetzung des Marketingkonzeptes der Studentenzeitung UnAufgefördert für den Bereich Werbung, die Akquisition von Werbekunden und die Verwaltung der Finanzabläufe. Hinzu kommen andere „gewöhnliche“ Verwaltungsaufgaben, um einen relativ unchaotischen Arbeitsstil der Redaktion zu ermöglichen. Der Arbeitsaufwand ist relativ hoch, die Bewerber sollten sich daher der Tatsache bewußt sein, daß für die Dauer der Tätigkeit bei der Studentenzeitung UnAufgefördert das Studium zumindest eingeschränkt werden muß. Für die Stelle erfolgt eine entsprechende monatliche Aufwandsentschädigung. Es ist eine Einarbeitungszeit von mindestens einem Monat vorgesehen, Bewerbungsende ist daher der 1. August 1996.

Bewerbungen sind zu richten an:

Humboldt Universität zu Berlin
Studentenzeitung UnAufgefördert
Raum 3022

Unter den Linden 6
10099 Berlin
Tel.: 030 / 2093-2288

2. Studentinnen und Studenten, die ab Mitte September 1996 den Rettungsring Nr. 6 verkaufen. Die Aufwandsprovision beträgt 1,-DM pro verkauftes Heft. Interessenten sollen sich beim Vertrieb der Studentenzeitung UnAufgefördert melden. Es gilt die oben angegebene Adresse.

3. Studentinnen und Studenten, die bei der Gestaltung einer UnAufgefördert Kunstseite mitwirken möchten. Das Thema für die Kunstseite der UnAufgefördert Nr. 78 (Oktober 1996) ist: „Mein schönstes Ferienerlebnis“. Die entworfene Seite muß bis zum 20. September 1996 in der Redaktion abgegeben werden, um in die nähere Auswahl zu gelangen. Es gilt die oben angegebene Adresse.

mutvilla

Am 6. Juli 1996 findet im Ackerkeller ab 21:00 Uhr die Mutvilla Semesterabschlußfete statt. Zahlreiches Erscheinen ist erwünscht.

RefRat

Der RefRat veranstaltet am Mittwoch, den 16. Oktober 1996 eine Einführungsveranstaltung für Erstsemesterstudenten. Das Erstsemesterinfo beginnt um 16.00 Uhr und soll ungefähr zwei Stunden dauern.

Treffpunkt ist das Audimax, Unter den Linden 6.

Wieder Praktikumsplätze frei!

Der lokale Fernsender „OSKAR TV“ im Südosten von Berlin bietet Praktika im Stück minimum 6 Wochen oder studienbegleitend 2 Tage in der Woche mindestens 6 Monate. Wir bieten „VJ“ Ausbildung (Redaktion, Moderation, Kamera und Schnitt) und gutes Praxistraining. Einführungskurse am 6./7. und am 13./14. Juli in Fürstenwalde, Turmstraße 1.

Anmeldungen unter 03361/594513, Fax 594515 bei Dr. Lotz

UnAufgefördert



Heisse Preise, Coole Tickets.



London ab **229,-*** →
Rom ab **347,-** →
Inverness ab **647,-** →
New York ab **735,-*** →
Reykjavik ab **839,-*** →
Toronto ab **949,-*** →
Seattle ab **1219,-*** →

Anchorage ab **1739,-***
→ Sydney ab **1849,-***

Und mit Lufthansa nach:

→ Mexico City ab **974,-***
→ Bangkok ab **1199,-***
→ Caracas ab **1199,-***
→ Saigon ab **1274,-***
→ Johannesburg ab **1349,-***
→ Bali ab **1499,-*** →

Dazu: Extragünstige Tarife für EURO<26 Karteninhaber
→ Weitere Angebote unter unserer Flugpreis-Fax-Polling-Nummer 01 90 / 25 25 15.

(Talkline, DM 1,20/min.)

*Jugend-/Studententarif. Preise pro Person in DM. Tarifstand bei Redaktionsschluß.

STA Travel, 10625 Berlin,
Goethestr. 73 / Ecke Schlüterstr.,
Tel.: 0 30 / 3 11 09 50.

STA Travel, 10117 Berlin,
Marienstr. 25, Tel.: 0 30 / 2 38 55 19.

STA Travel, 10117 Berlin,
Dorotheenstr. 30, Tel.: 0 30 / 20 96 21 82.

ST/

STA TRAVEL
Worldwide

